K 3

Rheinische Landesbibliothek Koblenz

Dauerleihgabe
der
Stadt Koblenz

K 3

BEITRÄGE

ZUR

SIEDLUNGSGEOGRAPHIE

DES

UNTEREN MOSELGEBIETES

Von

Dr. WILHELM ADEMEIT,
in Köln.

Stadth
Leih.
diese
lässt, ob
Werk z
50 Pfg.
Die
J. Mai

STUTTGART.
VERLAG VON J. ENGELHORN.
1903.

0111386X

K 3

H
3
1de
Ungültig
STADTBIBLIOTHEK
KOBLENZ
863 : 50

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Rheinische Landesbibliothek
Koblenz

Inhalt.

	Seite	
Vorwort	335	[5]
I. Umgrenzung des Gebietes	336	[6]
II. Oberflächenformen	341	[11]
III. Geologischer Bau	351	[21]
IV. Klima und Boden	359	[29]
V. Ueberblick über die allgemeine Geschichte	361	[31]
VI. Verlauf und Formen der Besiedlung	374	[44]
VII. Bedingungen für Anlage und Entwicklung der Siedlungen	385	[55]
VIII. Lage und Verteilung der Siedlungen	394	[64]
IX. Zur Lage von Trier	431	[101]

Vorwort.

Im Jahre 1871 nannte Wilhelm Roscher seine Zeit „eine Zeit der Reisen, in der die Geographie anfängt, die populärste Wissenschaft zu werden. Es ist die Aufgabe der wissenschaftlichen Geographie", so heißt es weiter, „ein erklärendes Mittelglied zwischen der Natur des Landes und der Geschichte des Volkes zu bilden" [1]). Unverkennbar atmen die Worte des Nationalökonomen den Geist Karl Ritters. Seit sie gesprochen, hat die geographische Wissenschaft — ein Jahr zuvor waren Peschels Neue Probleme erschienen — eine bedeutende Entwicklung durchgemacht, und diese hat gezeigt, daß die Geographie zunächst auch andere Aufgaben zu lösen hat. Ja es hat nicht an Stimmen gefehlt, die das historische Element überhaupt aus der geographischen Forschung eliminieren wollten. Heute darf man die Anschauungen in diesem Punkt als ziemlich geklärt betrachten, und es ist zweifellos das bleibende Verdienst Ratzels, der Anthropogeographie eine anerkannte Stellung innerhalb der geographischen Disziplinen gesichert zu haben. Ihm vor allen ist es zu danken, wenn eine siedlungsgeographische Untersuchung ihre Daseinsberechtigung auf dem Felde geographischer Forschung nicht erst noch nachzuweisen braucht. Nicht so klar ist vorläufig noch die Frage hinsichtlich der Methodik solcher Arbeiten. Aber auch hier gilt, was Partsch im Vorwort zu „Schlesien" von den landeskundlichen Darstellungen sagt: Methodologische Erwägungen allein können keine Entscheidung bringen. Erst eine Reihe von Einzeldarstellungen vermag den festen Boden für den Urteilsspruch der Zukunft zu liefern und damit die Sache selbst zu fördern. Als ein kleiner Beitrag in diesem Sinne möchten auch die folgenden Untersuchungen betrachtet werden.

[1]) Betrachtungen über die geographische Lage der großen Städte = Ansichten der Volkswirtschaft aus dem geschichtlichen Standpunkt. 3. Aufl., 1878. Bd. 1, S. 319.

I. Umgrenzung des Gebietes.

Den Kern des Gebietes, mit dem sich die vorliegende Arbeit beschäftigt, bildet, rein orographisch betrachtet, der Teil des Rheinischen Schiefergebirges, den die Vogelsche Karte des Deutschen Reichs mit dem Namen Moselberge bezeichnet. Sie werden nach Süden durch das vielfach gewundene Erosionsthal der Mosel begrenzt auf einer Strecke, die im Westen durch Schweich, im Osten durch Reil bestimmt wird. Folgt man der in der Litteratur heute allgemein angenommenen Begrenzung der Eifel, die als Südgrenze dieses Plateaus die Mosel von der Einmündung der Sauer bis zum Rhein betrachtet, so gehören auch die sogen. Moselberge zur Eifel. Freilich hat diese Begrenzung nur in den Büchern Geltung. Die Bewohner kennen sie nicht. Denn was schon Simrock 1841 in seiner prächtigen Schilderung des Malerischen und romantischen Rheinland erzählt, gilt auch noch heute. Gleich hinter dem Maifeld, sagt er, liegt die Eifel, sonst von Mosel, Sauer, Ur und Erft begrenzt, obgleich sie auch innerhalb dieses Bezirkes nicht leicht zu finden ist, denn von welcher Seite man auch hineinkommen mag, nirgends wollen die Leute in der Eifel wohnen, überall fängt sie erst drei Stunden weiter an. Simrock nennt auch einen Grund für diese merkwürdige, aber doch wohl berechtigte Thatsache. Es ist derselbe, den auch Arndt beobachtet hat, der in seinen „Wanderungen aus und um Godesberg“ (1844) [1]) meint, die Bewohner des Landes schämten sich der Eifel, weil sie wegen ihrer „Wildheit und Rauhigkeit“ berüchtigt sei. Er hat damit eine Beobachtung geäußert, die sich auch heute noch der Wanderer bestätigen lassen kann, jedoch nicht, wie es nach den Arndtschen Worten scheinen könnte, in der ganzen heute so genannten Eifel, sondern nur in ihren Randgebieten, und so denn auch in den an die Mosel angrenzenden Teilen. Diese Thatsache wird man berücksichtigen müssen, wenn man zu einer befriedigenden Erklärung der volkstümlichen engeren Begrenzung und damit der in den Grenzbezirken herrschenden Abneigung gegen eine weitere Ausdehnung der Eifel gelangen will. Man kann dabei eine geographische und eine historische Seite der Frage unterscheiden.

Vom geographischen Standpunkt ist ein augenfälliger Unterschied zwischen den hochgelegenen und sterilen Flächen des zentralen Plateaus

---

[1]) In zweiter Ausgabe erschienen als „Rhein- und Ahrwanderungen“, 1846.

und den durch Niederschlag, Temperatur und Boden zu hoher Kultur befähigten Thallandschaften des Rheins und der Mosel ohne weiteres zuzugeben. Wenn an der Mosel und in ihren unteren Seitenthälern Wein- und Obstbau in hoher Blüte stehen, während auf den Flächen des inneren Hochlandes Hafer und Kartoffeln nur noch kümmerlich gedeihen, so ist eine Unterscheidung dieser Landschaften auf Grund ihrer Physiognomie durchaus berechtigt, ja selbstverständlich. Aber ebenso schwierig, ja unmöglich ist es andererseits, diese Trennung durch eine scharfe Grenze zum Ausdruck zu bringen. Das ist bedingt durch die orographische Gestaltung des Plateaus, die, wie eine Karte des Flußnetzes das am deutlichsten zeigt, durch eine allmähliche Abdachung nach Süden, Osten und Norden charakterisiert ist. Die kurz angedeuteten Gegensätze treten daher meist nicht schroff nebeneinander, sondern gleichen sich durch allmähliche Uebergänge aus. Dadurch wird es aber auch verständlich, wenn dieselben Bewohner der Thallandschaften, die nicht in der Eifel wohnen wollen, doch nicht recht zu sagen wissen, wo denn die Eifel anfängt. Sie haben das ganz berechtigte Gefühl des landschaftlichen Gegensatzes, vermögen aber nicht, entsprechend der Plastik der Oberfläche, ihn genauer zu begrenzen. Erinnert man sich daran, daß die Bewohner der höher gelegenen Plateaulandschaft gegen die Bezeichnung Eifel nichts einzuwenden haben, so dürften schon diese kurz angedeuteten geographischen Verhältnisse darauf hinweisen, daß der Name Eifel der Abdachung des Hochlandes folgend sich ausgebreitet hat, seine Wiege also in dem zentralen Plateau zu suchen ist. Und diese aus den natürlichen Verhältnissen sich ergebende Vermutung wird durch die historische Betrachtung ergänzt und gerechtfertigt. Sie zeigt, daß das Wort, das heute zur Bezeichnung des Gebirges dient, nicht immer diese Bedeutung hatte, sondern ursprünglich Gaubezeichnung war. Bekanntlich hieß das ganze Gebirgsland westlich des unteren Rheins zur Römerzeit Arduenna, ein Name, der sich in den heutigen Ardennen erhalten hat. Spezialnamen für kleinere Distrikte werden nicht genannt. Soweit die Quellen reichen, gilt dasselbe auch für die Zeit der Merowinger. Im Jahre 762 erscheint zum erstenmal der pagus eflinsis — 846 zum erstenmal pagus eifla genannt —, der in karolingischer Zeit im wesentlichen nur Orte des Kreises Adenau und der westlich anstoßenden Teile der Kreise Daun und Schleiden umfaßt [1]). Wenn er

[1]) Nach Beyers „Urkundenbuch zur Geschichte der mittelrheinischen Territorien" (Mrh. U.-B.) ergiebt sich folgende chronologische Entwicklung der Bezeichnung Eifel:

762	in pago	eflinse	943	in pago	heflinse
772	„ „	efflinse	943	„ „	heinflinse
804	„ „	aquilinse	970	„ „	eifflensi
845	„ „	eiflense	975	„ „	aiflensi
846	„ „	eifla	978	„ „	„
855	„ „	eiflinse	1051	„ „	eiffila
855	„ „	eifla	1114	„	eiflia, in eifla
867	„ „	eiflinse	1197	„	eiphlia
871	„ „	„	1201	„	eyflia
898	„ „	efflinse	1203	„	eiflia.

Die von den Angaben des U.-B. abweichenden Datierungen sind nach den von Goerz herausgegebenen „Mittelrheinischen Regesten" (Mrh. Reg.) berichtigt.

auch später nach Nordwesten gegen die Ardennen weiter ausgedehnt wurde, so blieb gegen Süden und Osten seine Grenze stets dieselbe. Hier teilten sich mit ihm, seine Grenze von Mosel und Rhein weit zurückschiebend, in das Gebiet der heute so genannten Eifel der Caros-, Bid-, Mayen- und Ahrgau. Zwei Momente sind hierbei besonders zu betonen. Einmal erscheint der Stamm des Wortes Eifel ursprünglich nur als Bezeichnung des Gaues: 1114 findet sich zum erstenmal die Bezeichnung in eiflia, bezw. in eifla ohne den Zusatz pagus, und andererseits liegen Orte, die heute auch von den Bewohnern unbestritten zur Eifel gerechnet werden, außerhalb des Gaugebietes: so wird noch 943, also schon zur Zeit Ottos des Großen, die Abtei Prüm als im Gebiet der Ardennen liegend bezeichnet [1]). Aus diesen beiden Thatsachen wird man mit Recht schließen dürfen, daß die Gaubezeichnung zu der Zeit, als die Gauverfassung zerfiel, an der Landschaft haften blieb, daß also der Gebirgsname — wie das auch die etymologische Deutung des Wortes durch Cramer [2]) wahrscheinlich macht — aus der Gaubezeichnung hervorgegangen ist und sich allmählich erst über die von dem alten Gau eingenommenen zentralen Teile des Hochlandes hinaus ausgedehnt hat. Bedingt durch die schon kurz angedeuteten natürlichen Verhältnisse des Plateaus, ergab sich nun die Schwierigkeit, für das als Eifel bezeichnete Gebirge eine natürliche Grenze zu finden. Denn der durch die tief eingeschnittenen Erosionsthäler von Rhein und Mosel gegebenen orographischen Begrenzung widerstrebte der verschiedene Charakter der hierdurch zu einem Ganzen vereinigten Landschaften. Mit dem ursprünglichen Gaunamen hatte sich ein geographischer Begriff verbunden, die Vorstellung hochgelegener Flächen mit mehr oder weniger sterilem Boden. Noch heute läßt sich das erkennen, wenn die Bewohner von Prüm, Kilburg, Manderscheid, Gillenfeld und deren Umgebung, einer Gegend, die zwar nie zum Eifelgau gehört hat, aber mit dem Gebiet des alten pagus eflinsis die gleichen natürlichen Bedingungen teilt, sich ohne Widerspruch zur Eifel rechnen lassen und ganz als Eifler fühlen. Eine ältere Bestätigung bietet noch Sebastian Münster, der in seiner Kosmographie von der Eifel schreibt: „Wiewol dis ein trefflich rauch und birgig landt ist, stoßend an den Hunesruck unnd an das Lützelburger land, hat es doch gott nit onbegabet gelassen, der dann einem jeden land etwas gibt, darvon sich die ynwoner mügen betragen unn erneren. . . . In der rechten Eyfeln ist ein rauher boden von welden, unnd do wenig mere dann habern wehsst, aber gegen dem Rhein und gegen der Mosel ist es fruchtbar“ [3]). Schon damals machte sich also das Bestreben geltend, die Eifel durch Rhein und Mosel zu begrenzen, aber das natürliche Gefühl empfand das Mißverhältnis, und so unterscheidet Münster, wie es die Bevölkerung noch heute thut, die „rechte

---

[1]) Mrh. U.-B. I, Nr. 180: in finibus arduensem.

[2]) Rheinische Ortsnamen aus vorrömischer und römischer Zeit. Düsseldorf 1901. S. 146—155.

[3]) Cosmography oder weldt beschribung durch Sebastian Münster. Basel 1544. S. 340 f.

Eifel" von den fruchtbaren Randgebieten, und man darf sagen, daß diese Unterscheidung geographisch und historisch berechtigt ist [1]).

Ist nun darum aber die in der Litteratur eingebürgerte Begrenzung, nach der die Eifel die nach Südosten durch Mosel und Rhein begrenzte Nordwestecke des zum Deutschen Reich gehörigen Rheinischen Schiefergebirges ist, zu verwerfen? Wenn der Name innerhalb dieser Grenzen einen einheitlich charakterisierten Landschaftstypus bezeichnen soll, wird man die Frage bejahen müssen. Sie ist zu verneinen, wenn die Bezeichnung systematischen Zwecken, der rein äußerlichen Gliederung des Gesamtgebirges dient. Das Rheinische Schiefergebirge bildet als alte paläozoische Rumpfscholle eine an und für sich ungegliederte einförmige Masse. Erst spätere Einbrüche und die noch jüngere Erosion haben eine gewisse Gliederung und das heutige Relief erzeugt. So wird das gewaltige, von den Bruchrändern der abgesunkenen Schollen begrenzte rheinische Trapez durch die niederrheinische Bucht und das Rheinthal in einen Ost- und Westflügel zerlegt, und dieser wieder, soweit er zu Deutschland gehört, durch das Moselthal in einen nördlichen und einen südlichen Teil, Eifel und Hunsrück. In diesem Sinne ist daher Eifel eine rein orographische Sammelbezeichnung, von dem herrschenden Landschaftstypus auf einen orographisch mehr oder weniger einheitlichen, geographisch aber verschiedenartig ausgestatteten Gebirgsabschnitt übertragen. Als solche hat sie in der Litteratur Geltung und Berechtigung, ist aber wohl zu unterscheiden von dem volkstümlichen engeren Begriff, der nur die zentrale Landschaft umfaßt. Bleibt man sich dessen bewußt, so sieht man auch an diesem Fall, wie das lebendige Sprachgefühl des Volkes im engsten Zusammenhang mit der Natur seines Landes steht, und kann damit jeder, der wissenschaftlichen wie der volkstümlichen Begrenzung des Eifelgebietes Berechtigung zuerkennen.

Aehnliche Erwägungen werden wohl auch die Veranlassung gewesen sein, daß das Gebiet, von dem die Erörterung ihren Ausgang nahm, auf der Vogelschen Karte die Sonderbezeichnung Moselberge trägt. Nach der in der Litteratur üblichen Begrenzung muß man es zur Eifel rechnen, aber die Bewohner des Moselthals und der nach Norden vorgelagerten breiten Einsenkung wehren sich hiergegen mit aller Macht. Gerade für dieses Gebiet kann man, wie noch gezeigt werden soll, ihren Widerstand begreifen, und eine Sonderbezeichnung der eingeschlossenen Berge hat daher volle Berechtigung. Nur muß man bedauern, daß sie nicht sehr glücklich gewählt ist. Denn im Volke hat sie keinen Boden, weil natürlich der Volksmund als Moselberge alle Höhen bezeichnet, die das Thal des Flusses begleiten. Immerhin ist sie glücklicher als die auf der Topographischen Uebersichtskarte des Deutschen Reichs eingetragene Bezeichnung Moselgebirge, die nicht nur jene Moselberge, sondern die ganze zwischen der unteren Kill und dem unterhalb Kochem mündenden Pommerbach gelegene Südwesteifel

[1]) Ob daneben auch ethnographische Gegensätze eine Rolle spielen, ist eine Frage, deren Untersuchung sehr wertvoll, deren Beantwortung aber heute noch nicht möglich sein dürfte.

umfaßt, ohne daß man geographische oder historische Gründe für diese Benennung und ihre Begrenzung anführen könnte. Wenn daher im folgenden die Bezeichnung Moselberge für die dem linken Moselufer von Schweich bis Reil folgenden Höhen beibehalten wird, so geschieht es der Einfachheit halber, da ein anderer Name nicht vorhanden ist und der genannte schon eine gewisse Verbreitung gefunden zu haben scheint.

Diese Moselberge werden im Süden, wie schon erwähnt, durch die tief eingeschnittene Furche der heutigen Mosel begrenzt, im Norden durch eine breite und flache Einsenkung, die von verschiedenen Gewässern durchströmt wird. Auf der Nordseite der letzteren erheben sich die Eifelberge, im Westen flankiert durch den Meulenwald, im Osten durch den Kondelwald. Dieser berührt sich aufs engste mit den Moselbergen, und beide zusammen schließen die genannte Senke nach Osten gegen die Mosel ab. Im Westen ist sie in ihrer ganzen Breite geöffnet. Hier berührt sie zwischen Schweich und Issel die Mosel und erscheint als direkte nordöstliche Fortsetzung der unmittelbar sich anschließenden Trierer Thalweitung. Damit ist das Gebiet der folgenden Untersuchungen umgrenzt. Sie erstrecken sich auf das Thal der Mosel zwischen Trier und Reil, auf die Moselberge und die zwischen diesen und den Eifelbergen südwestlich-nordöstlich verlaufende Einsenkung. Politisch gehört das Gebiet zu dem rheinpreußischen Regierungsbezirk Trier und nur ein kleines Stück im Osten zum Regierungsbezirk Koblenz.

Eine Zusammenstellung der für dieses Gebiet in Betracht kommenden topographischen Karten möge diese orientierende Einleitung beschließen:

1. Meßtischblätter. Mst. 1 : 25 000. Blätter: Hasborn (3399), Alf (3400), Landscheid (3429), Wittlich (3430), Bernkastel (3431), Schweich (3456), Neumagen (3457), Morbach (3458), Trier (3476), Pfalzel (3477), Schönberg (3478). Bl. Schönberg ist in der seit 1877 begonnenen Neubearbeitung noch nicht erschienen.

2. Geologische Spezialkarte von Preußen und den thüringischen Staaten. Mst. 1 : 25 000. Herausg. von der Königl. preuß. geologischen Landesanstalt. Dieselben Blätter wie bei 1, nur Bl. Hasborn und Alf sind noch nicht erschienen, die übrigen sind teils von Grebe, teils von Leppla bearbeitet.

3. W. Liebenow, Topographische Karte der Rheinprovinz und der Provinz Westfalen. Mst. 1 : 80 000. Blätter: Bernkastel (28) und Trier (31).

4. H. v. Dechen, Geologische Karte der Rheinprovinz und der Provinz Westfalen. Mst. 1 : 80 000. Blätter: Bernkastel (28) und Trier (31). — Die topographische Karte von Liebenow ist technisch sehr mangelhaft, die auf ihrer Grundlage entworfene geologische Karte inhaltlich veraltet.

5. Karte des Deutschen Reichs. Mst. 1 : 100 000. Herausg. von der Königl. preuß. Landesaufnahme. Blätter: Kochem (504), Trier (523), Bernkastel (524). Erschienen 1889 und 1890.

6. Topographische Uebersichtskarte des Deutschen Reichs. Mst. 1 : 200 000. Alte Reymannsche Karte, neu herausg. von der Königl. preuß. Landesaufnahme. Blätter: Kochem (137) und Trier (149). Erschienen 1900.

7. C. Vogel, Karte des Deutschen Reichs. Mst. 1 : 500 000. Bl. Köln (17).

8. R. Lepsius, Geologische Karte des Deutschen Reichs. Mst. 1 : 500 000. Bl. Köln (17).

II. Oberflächenformen.

Das im vorigen Abschnitt nach seinen Umrissen bestimmte Gebiet bildet einen Teil der von Penck als mitteldeutsche Gebirgsschwelle bezeichneten Erhebung, durch die Süddeutschland von Norddeutschland geschieden wird. Es ist im besonderen ein Stück in dem westlichen Glied dieser Schwelle, dem Rheinischen Schiefergebirge, und gehört dem Flußgebiet der Mosel an. Damit ist seine Lage im westlichsten Mitteldeutschland bestimmt. Es gehört aber ferner, wie oben gezeigt, zur Eifel, wofern mit diesem Namen der nordwestliche, durch Mosel und Rhein abgegliederte Teil der rheinischen Rumpfscholle bezeichnet werden soll. In dieser Ausdehnung und als orographisches Individuum betrachtet, kann man die Eifel gewissermaßen als Brennpunkt des Schiefergebirges bezeichnen. Denn alle Elemente, die für die Plastik des letzteren charakteristisch sind und bei rein äußerlicher Betrachtung der Oberflächenformen sich ohne weiteres dem Auge zu erkennen geben, finden in der Eifel ihre typische Ausbildung. Sie bildet nämlich im ganzen ein flachgewelltes Plateau von 500—600 m mittlerer Höhe, aus dem sich einige Höhenrücken von härterem, widerstandsfähigerem Gestein, wie die quarzitische Schneifel, mit sanfter Neigung nur wenig erheben. Dieser Charakter des Abrasionsplateaus ist bezeichnend für das ganze Rheinische Schiefergebirge. Aber durch zwei sekundäre Vorgänge, Erosion und vulkanische Thätigkeit, zeigt er sich wesentlich modifiziert. Namentlich die letztere ist in der Eifel geradezu klassisch ausgebildet, wie in keinem andern Teil des rheinischen Gebirges, so daß schon L. v. Buch an Steininger schrieb: „Die Eifel hat ihresgleichen in der Welt nicht, sie wird auch ihrerseits Führer und Lehrer werden, manche andere Gegend zu begreifen, und ihre Kenntnis kann gar nicht umgangen werden, wenn man eine klare Ansicht der vulkanischen Erscheinungen auf Kontinenten haben will.“ Aber trotz der ausgedehnten Verbreitung der vulkanischen Erscheinungen ist der andere Faktor, die Erosion, als drittes Element von noch größerer Bedeutung für die Plastik der Eifel wie des Rheinischen Schiefergebirges überhaupt. Die Thalbildung ist es, die den ursprünglichen Plateaucharakter der Rumpfscholle am meisten umgestaltet hat und ihre Bezeichnung als Gebirge überhaupt rechtfertigt. Meist in flachen Mulden auf der Höhe des Plateaus beginnend, graben sich die Gewässer allmählich immer tiefer ein, um in mäandrischen, tief ausgearbeiteten Schluchten das Ende des Gebirges oder eine Hauptwasserader zu erreichen. Je tiefer das

Mündungsniveau, um so bedeutender ist die Wirkung der erodierenden Kraft.

Untersucht man nun, inwieweit die für die Eifel als Ganzes gegebene Charakteristik als eines ursprünglichen Plateaus mit aufgesetzten Vulkanen und eingeschnittenen Thälern für das im vorhergehenden Kapitel umgrenzte Gebiet, d. h. also ihren westlichen Südrand, Geltung hat, so wird man zunächst die Plateaufläche vermissen. Aber auch die Spuren vulkanischer Thätigkeit sind so gering, daß sie fast verschwinden, und vor allem spielen sie außer in den beiden Erhebungen bei Neuerburg bodenplastisch gar keine Rolle. Sie bestehen im wesentlichen nur in einigen unbedeutenden Vorkommen von Diabas auf den Höhen der Moselberge, sind also paläozoischen Alters, während die die Eifel im allgemeinen charakterisierende Eruptionsthätigkeit der Tertiärzeit angehört. Nur das dritte Element, das Produkt der Wassererosion, ist typisch hier vertreten durch das Hauptthal der Mosel. Auch ihre linksseitigen Nebenthäler, die ja hier allein in Betracht kommen, bringen den Erosionscharakter deutlich zum Ausdruck. Das typische Bild des Moselthals bieten sie jedoch — wenn auch in verkleinertem Maßstab — nur in ihrem Unterlauf, wo sie in engem Durchbruch die Moselberge überwinden. Denn in der zwischen diesen und den Eifelbergen liegenden Einsenkung brauchten sie naturgemäß ihr Bett nicht so sehr zu vertiefen. Hier hat die Erosion mehr seitlich gewirkt, und daher sind hier ihre Thäler breiter und flacher.

Faßt man das hier in Frage stehende Gebiet näher ins Auge, so kann man rein bodenplastisch vier Abschnitte unterscheiden: die Trierer Thalweitung, das Moselthal zwischen Schweich und Reil, die Moselberge und die zwischen diese und die Eifelberge eingesenkte Hohlform, die als Wittlicher Bucht oder Senke [1]) bezeichnet wird. Die verschiedensten morphologischen Grundformen repräsentierend, haben diese vier Glieder doch einen Zug gemein, die ausgeprägte südwestlich-nordöstliche Längserstreckung. Denn auch die Mosel kann trotz der beständigen Schlangenwindungen zwischen Schweich und Reil die zu Grunde liegende Nordostrichtung nicht verleugnen. Diese vier Abschnitte sollen zunächst ohne Berücksichtigung der Entstehungsgeschichte allein nach ihren orographischen Beziehungen und Verhältnissen betrachtet werden und daran erst die genetische Darstellung sich anschließen.

Die Mosel betritt das oben umgrenzte Gebiet bei Trier, in der Thalweitung, die ungefähr von der Mündung der Saar an mit einer durchschnittlichen Breite von 2 km sich 18 km weit nach Nordosten erstreckt. Selbst nur etwa 150—200 m breit, wendet sich der Fluß in weiten Bogen von einem Thalhang zum anderen, um bei Quint plötzlich scharf in östlicher Richtung abzubiegen und das Schiefergebirge zu durchbrechen, das von der Saarmündung an die Thalweitung nach Osten begrenzt. Hatte er in dem Trierer Thal Spielraum und Bewegungsfreiheit, so ist ihm von jetzt an durch ein meist dicht an den Fluß herantretendes Steilufer der Weg genau vorgeschrieben. Zunächst fließt er eine kurze Strecke ziemlich gerade ostsüdöstlich, dann aber

[1]) Eine Begründung dieser Bezeichnung wird das folgende Kapitel ergeben.

beginnt nach einer kleinen Kurve unterhalb Mehring mit dauerndem Wechsel der Richtung jenes ununterbrochene Spiel von Schleifen und Windungen, das für die untere Mosel so charakteristisch ist. Eine gewisse Gliederung ist dabei nicht zu verkennen, wenn sie auch nur in einer mehr oder weniger variierten Wiederholung derselben Grundform besteht, die aber gerade auf der Strecke bis Reil am deutlichsten zum Ausdruck kommt. Von der Kurve unterhalb Mehring abgesehen, besteht sie in dem Parallelismus zweier korrespondierender Schleifen, die abwechselnd nach Süden und nach Norden gerichtet sind. Dadurch werden die beiderseitigen Ufer auf der genannten Strecke in je vier Halbinseln gegliedert, von denen die nach Süden schauenden des linken Ufers durch die Orte Trittenheim, Minheim, Kues und Traben bestimmt werden. Sie zeigen in der Gestaltung gegenüber denen des rechten Ufers einen Unterschied, indem sie schmaler sind und mit stark abgerundeter Spitze endigen, während jene entsprechend ihrer größeren Breite mit eckiger Stirn gen Norden schauen. Wenn der zwischen Minheim und Kues von dem gegenüberliegenden Ufer beschriebene Bogen in seinen Umrissen die Halbinselnatur nicht so deutlich erkennen läßt, so zeigt eine genauere Betrachtung seiner Oberflächenformen, daß er durch eine südlich von Mülheim gelegene Schleife ursprünglich reicher gegliedert war. Wenigstens ist hier ein früher offenbar von der Mosel benutztes Thal noch deutlich zu erkennen, das eine typische Wiederholung der schon vorher auftretenden Serpentinenform zeigt. Die letzte der rechtsseitigen Halbinseln, die — um im Bilde zu bleiben — zwischen Bernkastel und Trarbach an den Rumpf des rechten Ufers angesetzt ist, zeigt eine besondere Gliederung, indem sie nach Nordwesten und nach Nordosten in kleinere Halbinseln ausläuft, zwischen denen das linke Ufer in flachem Bogen nach Süden sich vorschiebt. So zeigt also der Lauf der Mosel vom Eintritt in das Schiefergebirge bis nach Reil mit einer gewissen Gesetzmäßigkeit einen steten Wechsel der Richtung, indem das rechte Ufer bald nach Westen, bald nach Norden, bald nach Osten schaut, ja einmal sogar — unterhalb Bernkastel — fast ganz nach Süden gewandt ist. Welche Größe die hierbei gemachten Schlangenwindungen erreichen, ersieht man am besten aus dem Vergleich der Stromlänge mit der geraden Entfernung. Während Trier und Reil in der Luftlinie 45 km auseinander liegen, hat man, dem Lauf des Flusses folgend, nicht weniger als 95 km zwischen beiden Orten zurückzulegen, ein Verhältnis, wie es kaum von einem andern deutschen Fluß erreicht wird [1]). Von besonderer Wichtigkeit ist dieser Serpentinenverlauf natürlich für die Gestaltung der Ufer. Denn bei dem beständigen Wechsel der Stomrichtung schwankt der Stromstrich von einem Hohlufer zum andern. Dadurch ist dieses dauernder Abnagung unterworfen, während in dem verhältnismäßig ruhigen Wasser an dem konvexen Ufer Sinkstoffe zur Ablagerung kommen. Das konkave Ufer ist daher stets das Steilufer, während die entsprechenden Halbinseln der gegenüberliegenden

[1]) Für die ganze Mosel von der Quelle bis zur Mündung ergiebt das gleiche Verhältnis 280 und 540 km. Der Rheinstrom und seine wichtigsten Nebenflüsse. Berlin 1889. S. 87.

Seite mit sanfter Neigung auslaufen [1]). Sobald die Serpentinen beginnen, wiederholt sich diese Erscheinung mit solcher Regelmäßigkeit, daß genau an der Stelle, wo auf dem einen Ufer der Steilabfall beginnt, die Berge der anderen Seite zurücktreten [2]). Während jener aus Höhen von 200—300 m über dem Flußspiegel manchmal fast senkrecht zum Wasser abstürzt, ist diesen ein Ufer vorgelagert, das in mehreren flachen Terrassen sich allmählich zum Flusse abdacht. Daß deren Existenz ein wichtiges Moment für die Besiedlung bedeutet, leuchtet ohne weiteres ein. Auch landschaftlich sind sie bedeutungsvoll, indem sie den Charakter des steilen, schroff einschneidenden Erosionsthales mildern und jenen idyllisch-lieblichen Zug ihm verleihen, der von jeher die Mosel als das weibliche Element neben dem kraftvoll männlichen Rhein erscheinen ließ.

Im Anschluß hieran seien noch die größeren Gewässer genannt, die dem Thal zwischen Trier und Reil zuströmen. Auf der linken Seite sind es vor allem drei echte Eifelflüßchen, Kill, Salm und Lieser, von denen die erste bei Ehrang die Trierer Thalweitung erreicht. Die beiden anderen durchbrechen die Moselberge und münden bei Klüsserat, bezw. Lieser. Auf der rechten Seite verdienen Erwähnung die etwas oberhalb der Kill mündende Ruwer und der Dhronbach, der unterhalb Neumagen in die Mosel geht. Ziemlich unbedeutend sind die Wasseradern, an deren Mündungen die Städtchen Bernkastel und Trarbach liegen, der Tiefen- und Kautenbach. Sie entspringen wie Ruwer und Dhron auf dem Hunsrück und gehören mitsamt den Eifelflüßchen dem oben charakterisierten Typus der Schiefergebirgsflüsse an. Sie münden alle in tiefen Erosionsthälern und kennzeichnen sich durch starkes Gefäll als Gebirgsflüsse.

Eine beträchtliche Höhendifferenz hat man zu überwinden, wenn man aus der Furche des Moselthals auf den Rücken der Moselberge gelangen will, die von Schweich bis Reil dem linken Ufer folgen und ein weiteres Glied in den Oberflächenformen des hier betrachteten Gebietes bilden. Als Rücken darf man ihre Höhe bezeichnen, da sie weder als Kammlinie verläuft, noch auch zu ausgeprägten Gipfeln sich erhebt. Vielmehr würden die Moselberge als ein Teil des Eifel- und Hunsrückplateaus erscheinen, wenn sie nicht durch das tiefe Moselthal und die Wittlicher Senke in einer mittleren Breite von 4—5 km abgeschnürt wären. In Wirklichkeit wechselt ihre Breite sehr, da die den Moselserpentinen folgende Südgrenze bald vor-, bald zurückspringt, während die Nordgrenze ziemlich geradlinig verläuft. Trotz der ausgeprägten Nordosterstreckung würde für das Ganze aber auch die Bezeichnung

---

[1]) An der Rur, dem Nebenfluß der Maas, werden diese Halbinseln Hamm genannt, ein Name, der auch für die Gegend der Moselschleife bei Zell gebraucht wird, sonst aber nicht an der Mosel vorkommen soll. Dronke, Die Eifel, S. 21 und 60.

[2]) Schon Oertel hat diese Thatsache beobachtet und ihre wirtschaftliche Bedeutung erkannt: „Quin et usque eo humanis natura rebus circa hoc flumen consuluit, ut multis in locis, ubi altera ripa montem habet aut collem paullo arduum, altera omnino sit acclivis, qua demum ratione vinetis integer est suus sol et ad pastionem locus relinquitur commodissimus.“ Ortelius et Vivianus, Itinerarium per nonnullas Galliae Belgicae partes. Antwerpen 1584. S. 67.

Gebirgsrücken nicht zutreffend sein, da die Erosion die ursprünglich einheitliche Oberfläche zu sehr zerstückelt hat. Sie ermöglicht aber gleichzeitig, was ja schon als charakteristisch für das Schiefergebirge überhaupt bezeichnet wurde, eine gewisse Gliederung, indem sie den ganzen Zug der Moselberge in einzelne Bergmassen zerlegt. Diese erreichen alle eine Meereshöhe von 400 m [1]) und bilden im wesentlichen, getrennt durch die Thäler der Salm und Lieser, drei Gruppen. Die einzelnen Gruppen sind wiederum von Thälchen durchfurcht, die aber orographisch nur von untergeordneter Bedeutung sind. Sie bedingen nur die sanften Wellen, in denen die Bergrücken verlaufen. Diese selbst sind von Wäldern bedeckt und völlig siedlungsleer. So erscheinen sie als eine schwer zugängliche Scheide zwischen der Mosel und der Wittlicher Senke, besonders von Süden, wo sie vielfach mit Steilabfall endigen. Nur die Thälchen der Salm und der Lieser, von denen diese bei Platten, jene bei Rievenich in die Moselberge eintritt, ermöglichen einen bequemen Durchgang. Denn wenn sie auch ihren Charakter als Erosionsthäler nicht verleugnen, so fehlen hier doch die wildromantischen, aber unwegsamen Schluchten, mit denen sie im oberen Lauf das Eifelplateau zerschneiden. Ist dort das Thal, abgesehen vom Quellgebiet, meist eine schmale, von Wasser erfüllte Rinne, so bleibt hier neben dem Bett des Flusses noch Platz für eine Straße und im Lieserthal auch für eine eingleisige Nebenbahn. Nirgends aber ist die Sohle des Thales so breit, daß sie Raum für die Anlage einer größeren Siedlung läßt. So bieten die untersten Thalstrecken von Lieser und Salm, wenn auch in kleinen Verhältnissen, das Bild echter Durchbruchsthäler. Sie verbinden auf kürzestem Wege die Wittlicher Senke mit der Mosel, und ihre verkehrsgeographische Bedeutung springt damit ohne weiteres in die Augen. Ein anderes Thal von ähnlicher Bedeutung, nicht so tief, aber breiter wie die genannten, darf hier nicht übergangen werden. Es ist das Thal von Osann, wie es wohl nach der bedeutendsten der an seinen Verlauf gebundenen Siedlungen bezeichnet werden kann. In seiner südlichen Hälfte vom Oestelbach [2]) durchflossen, wiederholt es westlich der Lieser in breitem, weit geschwungenem Bogen die nach Nordosten offene Kurve, die dieser Fluß zwischen Platten und Noviand beschreibt, und überschreitet bei dem letztgenannten Ort die Lieser, um sich östlich derselben in nach Südwesten geöffnetem Bogen bis zur Mosel fortzusetzen. Die Lieser bildet, zwischen Platten und Noviand einerseits, zwischen Noviand und Maring andererseits, gleichsam die Sehnen dieser beiden Bogen, von denen sie durch zwischenliegende Höhenrücken getrennt ist. Der westliche Bogen, der übrigens im Süden durch den berühmten, 3 km langen und 255 m Höhe erreichenden Brauneberg gegen die Mosel abgeschlossen wird, ist größer, breiter und flacher als der östliche. Die mittlere Höhe seines Thalbodens beträgt 160—170 m, die des letzteren nur 145 m. Beide Bogen stellen im Vergleich zu den Durchbruchs-

[1]) Der höchste Punkt, 432,6 m, liegt bei dem Schutzhaus nördlich von Piesport.

[2]) Die Namen der kleinen Bäche u. s. w. sind den Meßtischblättern entnommen.

thälern der Lieser und Salm eine verhältnismäßig bedeutende Hohlform im Querschnitt der Moselberge dar. Daß sie dennoch die Bedeutung des kleinen Lieserthales nicht erreichen können, ist erklärlich, wenn man die starke Krümmung ihres Verlaufes und vor allem die relativ bedeutende Höhe ihrer Thalsohle berücksichtigt. Denn diese erscheint von Norden wie von Süden als Schwelle im Verhältnis zum Lieserthal, das schon bei Platten, also beim Eintritt in die Moselberge, nur noch 135 m hoch liegt.

Nach Norden geht, wie erwähnt, das Thal von Osann in die sogen. Wittlicher Senke über. Sie bezeichnet denjenigen Teil des hier zu betrachtenden Gebietes, der in seinen äußeren Formen am meisten von dem oben skizzierten Charakter des Rheinischen Schiefergebirges abweicht. Denn während dieses mit seinen ausgedehnten Plateaumassen eine gewaltige Erhebungsscholle von bedeutenden Dimensionen darstellt, hat man hier eine im Vergleich zu diesen Massen zwar nicht große, aber doch in der Konfiguration des Bodens nicht zu übersehende Hohlform vor sich, die als selbständiges Glied, also nicht wie die bisher betrachteten Thäler durch Auswaschung entstanden, in jene Plateauflächen eingesenkt ist. Geht man allein von den großen Zügen ihrer Bodenplastik aus, so würde die ausgeprägte Längserstreckung im Verein mit der Einsenkung gegenüber den umgebenden Höhen ihre Bezeichnung als Mulde wohl am meisten rechtfertigen. Denn auch der anderen Forderung, die v. Richthofen als wesentlich für diese bezeichnet, genügt sie, indem sie nach beiden Seiten in der Längsrichtung geöffnet ist. Nach Südwesten tritt sie in ihrer ganzen Breite mit der Trierer Thalweitung in Verbindung, als deren nordöstliche Fortsetzung sie erscheint, während am entgegengesetzten Ende die enge Schlucht des Alfbaches eine Oeffnung bildet. Doch darf die doppelseitige Oeffnung nicht die Vorstellung erwecken, als handle es sich um ein Muldenthal. Denn als Thal darf die Senke nicht bezeichnet werden, da ihr das Haupterfordernis eines solchen fehlt, das gleichsinnige Gefälle. Zwar gehen alle ihre Gewässer mittelbar oder unmittelbar zur Mosel, aber die Laufrichtung derselben ist sehr verschieden. Während die Alf, die bei Bausendorf von der Eifel her in die Mulde eintritt und ihr nur kurze Zeit angehört, nach Nordosten durchbricht, fließen Lieser und Salm quer zu der Längsrichtung, die erstere von Nordwesten nach Südosten, die andere mehr in meridionaler Richtung, und nur die Bäche, die diesen beiden Hauptflüßchen zugehen, folgen im allgemeinen der Längsachse der Mulde. Aus dieser Thatsache geht deutlich hervor, daß man von einem Thal nicht reden darf. Gleichzeitig ergiebt sich aber noch etwas anderes. Wenn innerhalb der großen selbständigen Hohlform verschiedene Flüsse verschiedene Laufrichtung zeigen, so kann der Boden der ersteren kein völlig ebener Flachboden sein, sondern man wird innerhalb der Senke verschiedene sekundäre Glieder annehmen dürfen. Die Bezeichnung Mulde faßt daher nur die ursprünglichen und allgemeinen Züge generalisierend zusammen, ohne auf die feinere Ausarbeitung im kleinen Rücksicht zu nehmen. Solch allgemeine, die Grundzüge heraushebende Bezeichnungen sind nicht etwa überflüssig, sondern müssen im Gegenteil, mit Ueberlegung angewandt, das Ver-

ständnis der Oberflächenformen im ganzen wie in den Teilen beleben und fördern. So giebt sich, wenn man die Hohlform als Ganzes betrachtet, als wichtiger Grundzug in ihrer Gestaltung, der sie vor allem von dem Moselthal unterhalb Schweich aufs schärfste unterscheidet, zunächst die geradlinige Nordosterstreckung zu erkennen, die genau in die Fortsetzung der Trierer Thalweitung fällt. Ein weiterer sofort in die Augen fallender Unterschied gegen das Moselthal ist das Fehlen eines größeren Flusses und vor allem die größere Breite. Man kann sie, wenn man von der noch näher zu betrachtenden, durch Burg- und Asberg abgegliederten nördlichen Nebenmulde absieht, im Durchschnitt auf 3 km schätzen. Ein letzter Unterschied gegen die Erosionsfurche der Mosel, zugleich aber der am meisten charakteristische Faktor in der Plastik der Mulde, der sich überall, im großen wie im kleinen, beobachten läßt, ist endlich die Sanftheit ihrer Formen. Steilabfälle wie an den Hohlufern der Mosel fehlen hier gänzlich, und auch die relativen Erhebungen sind geringer. Sie betragen bei den im Süden vorgelagerten Moselbergen etwa 200 m und bei den nördlich angrenzenden Eifelbergen im allgemeinen nicht mehr als 150 m. Die mittlere Meereshöhe des Muldenbodens hat man demnach, von der Erhebung des Burg- und Asberges abgesehen, auf nicht ganz 180 m anzunehmen, seine durchschnittliche Höhe über dem Moselspiegel auf 60—70 m.

Im einzelnen erscheinen diese Durchschnittszahlen mannigfach modifiziert. Denn wie schon erwähnt, lassen sich bei genauerer Betrachtung in dem Antlitz der großen Mulde feinere Züge beobachten, die für die Belebung der Physiognomie nicht unwesentlich und vor allem siedlungsgeographisch von Bedeutung sind. Der hervorstechendste Zug ist wohl die Erhebung, die an der breitesten Stelle der großen Senke zwischen Salm und Lieser in der Richtung der Längsachse verläuft. Sie beginnt östlich der Salm mit der gewaltigen, aus dem Thal des Flüßchens bis zu 351 m Meereshöhe aufsteigenden Kuppe des Burgberges, dem in der genannten Richtung, durch einen breiten Sattel getrennt, der 353 m hohe, ebenfalls kuppenförmige Asberg sich anschließt. Dieser geht nach Nordosten in den allmählich sich abdachenden Rücken des Mundwaldes über, der erst an der Lieser mit ziemlich schroffem Abhang endigt. In der Längsrichtung der Mulde verlaufend, scheint dieser Bergzug, von Süden gesehen, nur eine Fortsetzung der westlich der Salm die Wittlicher Senke im Norden begrenzenden Eifelberge zu sein. Ueberschreitet man aber den 237 m hohen Sattel zwischen Burg- und Asberg, so sieht man, daß es sich nur um eine allerdings ziemlich bedeutende Erhebung innerhalb der großen Mulde handelt. Denn nördlich des Bergzuges dehnt sich diese, noch stark 2 km breit, bis an den Fuß der Eifelberge aus, wird im Westen von der Salm, im Osten von der Lieser begrenzt und erhebt sich in der Wasserscheide zwischen beiden auf 205 m. Im Durchschnitt höher gelegen als der Hauptmuldenzug südlich von Burg- und Asberg und im ganzen von kleinen Dimensionen, erscheint dieses abgegliederte Stück der Wittlicher Senke wie ein verkümmertes Nebenglied der großen Hohlform. Denn seine Bedeutung als Verbindungsglied zwischen Salm und Lieser wird einmal durch die verhältnismäßig starke Anschwellung der Wasser-

scheide, dann aber auch dadurch beeinträchtigt, daß am Ostrande gegen die Lieser hin durch den Gäns- und Stareberg der Eingang zum großen Teil verschlossen ist. Sieht man von diesen beiden Gliedern ab, so kommt in dem übrig bleibenden Teil der großen Senke bei 3 km durchschnittlicher Breite die ausgeprägte Nordosterstreckung am reinsten zum Ausdruck. Aber auch hier wird durch sekundäre Bildungen eine feinere Gliederung hervorgerufen. Im ganzen lassen sich fünf kleinere Hohlformen unterscheiden, die, durch schmalere und breitere Schwellen voneinander getrennt, in der Richtung der Muldenlängsachse von Südwesten nach Nordosten einander folgen. Sie beginnen im Westen mit dem Thal des Föhrener Bachs, mit dem sich die Mulde zur Mosel öffnet und absenkt. Der Spiegel der letzteren liegt hier etwa 120 m hoch. Getrennt durch eine schmale Schwelle, die bis 220 m ansteigt, bei Föhren aber nur 200 m hoch ist, schließt sich ein flaches Becken an, das man nach seinem tiefsten Punkt (170 m), bei dem der größte Teil der Gewässer radial zusammenfließt, am besten als Hetzerater Becken bezeichnet. Nach Osten wird es durch den Orschbach zu dem dritten Glied in der Kette dieser Kleinformen, dem Salmthal, geöffnet und entwässert. Dieses durchzieht die Wittlicher Senke von Dreis bis Rievenich, hat bei seinem Eintritt eine Höhe von 165 m und senkt sich bis Rievenich um 30 m. Im allgemeinen von geringer Breite, verläuft es auf der kurzen Strecke bis Salmrohr nach Südosten, von da an in meridionaler Richtung. Außer dem erwähnten Orschbach fließt ihm auf der rechten Seite noch bei Dörbach der Bendersbach zu, während es nach Osten durch den Schorbach gegen die erwähnte nördliche Nebenmulde und weiter südlich durch zwei kleine auf den Moselbergen entspringende Bäche zuerst in der Längsrichtung der Senke und dann gegen die Moselberge selbst geöffnet wird. Durch eine breite Schwelle, die sich in der Wasserscheide aber nur auf 191 m erhebt, wird das schmale Salmthal von dem breiteren Lieserthal geschieden. Eine richtige Begrenzung ist bei diesem nicht so leicht zu finden wie bei den vorher genannten Kleinformen. Die Lieser gehört von Wittlich bis Platten der großen Senke an, und man veranschaulicht sich die Formen der letzteren für diese Gegend am besten dadurch, daß man das Lieserthal von der Stelle, wo der Fluß an die Ausläufer des Mundwaldes herantritt — kurz unterhalb Wittlich —, bis nach Platten als Saumthal auffaßt. Natürlich hat man sich die Verhältnisse in kleinsten Dimensionen vorzustellen, aber die Bezeichnung ist doch insofern völlig gerechtfertigt, als das rechte Ufer auf dieser Strecke überall steiler abfällt als das linke und die Zuflüsse dieser Seite ungleich bedeutender sind als die der rechten. Dementsprechend breitet sich das Hauptareal dieser sekundären Hohlform innerhalb der großen Mulde auf dem linken, d. h. also östlichen Ufer der Lieser aus, deren Thalboden sich in demselben Verhältnis wie der der Salm von 165 m beim Eintritt in die Senke auf 135 m beim Verlassen derselben senkt. Das linke Ufer steigt nach Osten nur sehr allmählich an und läuft in zwei schmale, in der Richtung der Muldenlängsachse verlaufende Thälchen aus, die durch einen schmalen, flachen Rücken voneinander getrennt sind und bis zur Wasserscheide gegen die Alf reichen. Das südliche derselben wird vom

Bieberbach durchflossen, der bei Platten die Lieser erreicht, um zusammen mit ihr die Moselberge zu durchbrechen. Die Wasserscheide gegen die Alf erhebt sich hier bis auf 210 m. Das nördliche Thälchen wird von einem Nebengewässer des Bieberbaches benutzt. Es liegt im ganzen etwas höher als das erstgenannte und ist vor allem durch den 286 m hohen Kegel des Neuerburger Kopfs charakterisiert, der wie ein gewaltiger Wartturm aus der Ebene aufsteigt. Nach Westen, Süden und Osten ist sein Böschungswinkel sehr groß, und die relative Erhebung beträgt etwa 100 m. Im Norden ist sie geringer und die Abdachung weniger schroff. Hier führt die Straße vorbei zur Wasserscheide des Thales, die sie in 235 m Höhe überwindet, um nach Osten zur Alf hinabzusteigen. Damit gelangt man zu der letzten der sekundären Kleinformen, mit der die Mulde ihren östlichen Abschluß erreicht. Denn das bei Bausendorf noch ziemlich breite Alfthal wird bei ziemlich starkem Gefäll — es senkt sich von Bausendorf bis zum Eintritt in die Berge von 180 auf 135 m — und im ganzen ostwestlicher Richtung immer schmaler, um schließlich mit plötzlicher Wendung nach Norden in tiefer und enger Schlucht den Kondelwald zu durchbrechen und nach Aufnahme der Ueß sich östlich zur Mosel zu wenden. An der Stelle der plötzlichen Richtungsänderung ist die Alf nur noch 450 m von der Mosel entfernt. Diese Zusammenschnürung der zwischenliegenden Berge heißt der Reiler Hals (204 m hoch) und bezeichnet das Ende der Moselberge. Gleichzeitig mit ihnen endigt auch die Wittlicher Senke.

Ueberschaut man ihre Formen noch einmal im Zusammenhang, so stellt sich das Ganze bei 35 km Länge und 3 km durchschnittlicher Breite als eine bedeutende ursprüngliche Hohlform dar, deren einheitliche Züge durch die sekundäre Gliederung keine Umgestaltung erfahren, sondern lediglich individuelles Gepräge erhalten. Inwiefern dieses siedlungsgeographisch von Bedeutung ist, wird später gezeigt. Hier sollen nur die charakteristischen Züge des Ganzen noch einmal herausgehoben werden: Innerhalb weiter Plateauflächen, die durch tiefe Erosionsrinnen stark zerfurcht sind, eine langgestreckte, an 200 m tiefe Einsenkung mit sanften Formen im großen wie im kleinen. Nur die Kleinformen sind das Werk der Erosion, zeichnen sich aber ebenfalls durch Sanftheit aus, weil ihre Gewässer, mittelbar oder unmittelbar der Mosel tributär, an der geringeren Niveaudifferenz zwischen dieser und der gemeinsamen Großform der Senke teilnehmen und demgemäß geringerer Ausfurchung bedürfen als die Bäche und Flüßchen, die den 200 m höheren Gebirgssockel der Eifel- und Moselberge zu durchschneiden haben. Auf dieser verhältnismäßig geringen Niveaudifferenz gegenüber der Mosel beruht im Verein mit der geradlinigen Erstreckung der Mulde in der Fortsetzung der Trierer Thalweitung ihre verkehrsgeographische Bedeutung, die nur dadurch beeinträchtigt wird, daß die Schlucht der Alf für den größeren Verkehr nicht in Betracht kommt, die Mulde in diesem Sinne also nach Nordosten geschlossen ist. So folgte schon die Römerstraße und folgt noch heute die moderne Straße zwischen Trier und Koblenz nicht der Mosel, sondern der Wittlicher Senke, aber beide verfolgen sie nicht bis zum Ende, sondern biegen vorher nach Norden ab, diese bei Wittlich aus dem Lieserthal, jene

oberhalb Bausendorf aus dem Alfthal. Nur die sogen. Moselbahn folgt der Senke von Anfang bis zu Ende und verläßt sie in einem Tunnel durch den Reiler Hals. Bemerkenswert ist, daß ihre Trace auf der ganzen Strecke innerhalb der Senke nirgends höher als 200 m liegt. Denn die nur wenig höhere Wasserscheide zwischen Bieber- und Alfbach wird von einem kurzen Tunnel durchbohrt. So zeigt auch hier wieder das vollkommenste moderne Verkehrsmittel volle Abhängigkeit und Anpassung an die natürlichen Verhältnisse der Oberflächenformen und bringt auf diese Weise deren Bedeutung schlagend zum Ausdruck.

III. Geologischer Bau.

Um ganz in das Verständnis der Oberflächenformen einzudringen, ist es notwendig, sich mit ihrer Entstehungsgeschichte wenigstens in Kürze vertraut zu machen, zumal die überall zwischen beiden bestehenden Beziehungen gerade hier sehr deutlich zum Ausdruck gelangen. Schon oben wurde die Oberfläche des Rheinischen Schiefergebirges als Abrasionsplateau bezeichnet, d. h. als eine Fläche, die sich nach v. Richthofens Theorie gebildet hat unter der dauernden Einwirkung der Brandungswelle bei gleichzeitiger positiver Strandverschiebung. Diesem Einfluß war das ganze paläozoische Faltengebirge unterworfen, das, von Sueß als Variskisches Hochgebirge, von Penck als Mitteldeutsche Alpen bezeichnet, ganz Mitteleuropa von Frankreich bis nach Schlesien durchzog. Als Grundpfeiler desselben sind die Horste der mitteldeutschen Gebirgsschwelle zu betrachten, die als echte Rumpfschollengebirge ihre heutige Oberfläche im wesentlichen der abradierenden Thätigkeit des Meeres, verbunden mit gleichzeitiger Ablagerung, sowie der später einsetzenden und noch heute wirksamen Denudation und Erosion, ihre Umrisse aber großen Verwerfungen und Brüchen zu verdanken haben. Im Rheinischen Schiefergebirge kommt nun das Grundgebirge in größter Entfaltung an die Oberfläche, „wahrscheinlich weil es am wenigsten stark von mesozoischen Sedimenten bedeckt und zugleich durch postkretazeische Dislokationen am höchsten gehoben worden ist“ [1]). Hauptsächlich aus devonischen Schichten, namentlich unterdevonischen Grauwacken und Thonschiefern bestehend und während der Karbonperiode der Auffaltung unterworfen, erscheint es bereits zu Beginn des Mesozoikums als Abrasionsplateau, denn die Sedimente der Trias finden sich in schwebender Lagerung auf den abradierten Köpfen seiner südwestlich-nordöstlich streichenden Schichten. Meist sind sie jedoch nur an solchen Stellen erhalten, wo sie in ursprünglichen Einsenkungen oder durch Dislokationen in ein tieferes Niveau gebracht, den Wirkungen der Denudation mehr entzogen waren. Außer dem Buntsandstein, Muschelkalk und Keuper gelangte auch die unterste Jurastufe zur Ablagerung, die aber nur in der von einem Schwarm von Dislokationen durchzogenen Trierer Bucht sich erhalten hat. Diese Verwerfungen gehören der Hauptsache nach der jüngeren Tertiärzeit an, nachdem die untermiocäne

[1]) Penck, Das Deutsche Reich, S. 315. Pencks Darstellung schließen sich auch die folgenden allgemeinen Bemerkungen an.

Braunkohle schon zur Ablagerung gekommen war, und gleichzeitig mit ihrer Bildung begann die Hebung der ganzen rheinischen Scholle gegenüber dem südwestdeutschen Becken. Damals fanden auch die vulkanischen Eruptionen statt, die durch ihre mannigfaltige Ausbildung ein wesentlicher Faktor in der Oberflächengestaltung namentlich der Eifel wurden, deren Spuren aber allenthalben zu verfolgen sind. Hand in Hand mit der Hebung des Rheinischen Schiefergebirges ging eine Senkung des südwestdeutschen Beckens, und zwischen den in beiden Gebieten zuletzt abgelagerten Miocänschichten entwickelte sich allmählich eine Niveaudifferenz von mindestens 400 m. „Wollten nunmehr die Wasser des südwestdeutschen Beckens noch zum Nordmeer gelangen, so mußten sie durch die sich im Schiefergebirge erhebende Schwelle einen Weg bahnen und hierbei tiefe Thäler einschneiden, während sie zugleich oberhalb des Gebirges, im südwestdeutschen Becken, infolge der entstehenden Rückstauung ihre Thäler aufschütten mußten. Auf diese Weise wurde die Bildung der tiefen Durchbruchsthäler des Rheins, der Mosel und der Lahn veranlaßt, und noch lassen sich in denselben die Spuren des allmählichen Einschneidens des Flusses wahrnehmen.“ Damit ist auch der andere oben erwähnte Faktor in der Oberflächengestaltung der rheinischen Scholle, der am leichtesten erkennbar und zugleich von hervorragendster Bedeutung ist, nach Zeit und Ursache seiner Entstehung näher erkannt und bestimmt. Daß er noch heute in seiner Wirksamkeit fortdauert, beweisen die Ungleichheiten in der Gefällskurve von Mosel und Lahn, vor allem aber die Schwellen des Rheins, und so sind auch heute noch wie seit dem Ende der Tertiärzeit dieselben Kräfte thätig, den Charakter des Abrasionsplateaus umzugestalten und das Hochland der Rumpfscholle in eine Berggruppe aufzulösen.

Untersucht man nun, inwiefern die Oberflächenformen des oben geschilderten Gebietes in die Züge dieser Skizze sich einpassen, so wird der Blick zunächst auf die Moselberge gelenkt. Schon bei der Betrachtung der äußeren Formen erschienen sie als ein durch die Wittlicher Senke nördlich begrenzter und durch das Thal der Mosel nach Süden abgeschnürter Teil des umgebenden Eifel- und Hunsrückplateaus, dessen flächenhafter Charakter nur infolge der geringen Breitenausdehnung nicht zur Entfaltung kam. Die geologischen Verhältnisse aber bestätigen deutlich die enge Zusammengehörigkeit, denn nördlich wie südlich des Moselthals bestehen die Schichten aus den gleichen Hunsrückschiefern des Unterdevons, und dieses setzt ebenfalls, wenn auch in anderer Facies, den größten Teil des Eifelplateaus zusammen. Geologisch gehören daher die Moselberge unzweifelhaft zum Hunsrück, und ihre Trennung von diesem Plateau ist ebenso wie die Gliederung ihrer ursprünglich einheitlichen Abrasionsfläche nur ein Werk der verhältnismäßig spät einsetzenden Erosion. Allein die Thätigkeit des fließenden Wassers hat die geographisch bedeutsamen und landschaftlich so reizvollen Thalformen der Mosel und ihrer Nebenflüsse geschaffen. Dabei läßt sich noch deutlich erkennen, wie das Wasser ursprünglich teilweise andere Wege verfolgt hat als heute, und auch die allmähliche Vertiefung des Bettes hat sichtbare Spuren hinterlassen. Ihrer Ent-

wicklung etwas genauer nachzugehen, ist auch für die Bodenplastik nicht ohne Interesse[1]).

Diese Spuren bestehen in den Aufschüttungen, die die Flüsse seit dem Beginn ihrer erodierenden Thätigkeit in dem jeweiligen Bett abgelagert haben und die man, soweit sie der vorgeschichtlichen Zeit angehören, unter dem Begriff der Diluvialbildungen zusammenfaßt. Sie erscheinen zum erstenmal in 325 m Meereshöhe, so daß sich also das Moselthal seit ihrer Ablagerung um 210—215 m vertieft hat. Diese Vertiefung hat man sich natürlich als einen langsam und stetig sich entwickelnden Prozeß vorzustellen, bei dem aber durch die auf gewisse Strecken zeitweise seitlich wirkende Erosion in den vorher aufgeschütteten Ablagerungen Terrassen ausgebildet wurden. Ursprünglich bedeutend zahlreicher, als man nach den heute im allgemeinen sichtbaren Resten annehmen sollte, haben sie sich am besten an solchen Stellen erhalten, wo der Fluß scharfe Kurven macht. So kann man z. B. zwischen Detzem und Leiwen für etwa 90 m Erosion nicht weniger als acht diluviale Terrassen unterscheiden[2]). An anderen Stellen sind ihre Spuren durch die nachfolgende Denudation mehr oder weniger verwischt. Um aber die allmählichen Fortschritte der Erosion und gewisse stoffliche Verschiedenheiten der Aufschüttungen deutlich zu machen, hat Leppla die Terrassen des Moselthales in drei Gruppen gegliedert, die auch für die analoge Entwicklung des Salm- und Lieserthales Geltung haben. Die unterste reicht etwa bis 20 m, die mittlere bis zu 90 m, die oberste bis zu 215 m über den heutigen Hochwasserspiegel, und alle bestehen aus einer Schotterunterlage und einer Lehmdecke. Sie geben ein deutliches Bild der Entwicklungsgeschichte des Thales, die nicht nur durch die allmähliche Vertiefung, sondern vor allem durch die gleichzeitig erfolgende immer stärkere Ausbildung der Serpentinenform charakterisiert ist. Denn einmal in den Ansätzen gebildet, ist das Hohlufer dauernder Abnagung unterworfen, und die Doppelthätigkeit der Vertiefung auf der einen und der Ablagerung auf der anderen Seite muß die Krümmung immer mehr vergrößern. Während daher die obere Terrassengruppe noch einen ziemlich geraden Mosellauf erkennen läßt, zeigt die mittlere den heutigen Verlauf schon ziemlich genau vorgebildet, und die untersten Terrassen schließen sich ihm aufs engste an.

Da die oberste Gruppe, die in größeren und kleineren Resten die Plateaus und Bergrücken bedeckt, orographisch keine Bedeutung hat, so ist sie hier nicht weiter von Interesse.

Wohl aber spielen die Bildungen, die der mittleren Terrassengruppe angehören, in der Plastik des Gebietes eine nicht unwesentliche Rolle. Sie heben sich einmal als die höheren, unmittelbar an das steilere Gehänge sich anlehnenden Stufen der sanften Abdachungen auf den Halbinseln des konvexen Ufers gegenüber den unteren Terrassen

---

[1]) Eine treffliche Darstellung haben diese Verhältnisse auf den von A. Leppla bearbeiteten Blättern Neumagen, Bernkastel und Wittlich der geologischen Spezialkarte und den dazu gehörigen Erläuterungen erfahren. Sie sind im folgenden benutzt.

[2]) Erläuterungen zu Blatt Neumagen der geologischen Spezialkarte, S. 12.

durch etwas stärkere Neigung ab. Denn nirgends reichen sie an das heutige Flußbett heran, sondern überall sind sie durch die untere Gruppe und alluviale Bildungen von dem Wasserspiegel getrennt. Vor allem aber zeigen sie deutlich, wo alte, ursprünglich von der Mosel oder ihren Nebenflüssen benutzte Thäler vorliegen. So liefern ihre Aufschüttungen den sicheren Beweis, daß das schon erwähnte Thal auf dem rechten Ufer bei Mülheim nichts anderes als eine verlassene Moselserpentine ist, der der Fluß von Dusemond her über Burgen, Veldenz und Mülheim folgte. Der Hals der schmalen von ihr umschlossenen Halbinsel wurde wahrscheinlich durch das fortschreitende Einschneiden der Stoßkurven durchnagt und auf diese Weise der kürzere geradlinige Lauf hergestellt. Schon gegen Ende des Diluviums muß dieser Prozeß vollendet gewesen sein, da schon die Schotter der unteren Terrassen den nördlichen Abhang des Bergrückens bedecken, der ursprünglich das Rückgrat der Halbinsel bildete. Die alluvialen Aufschüttungen, die den Thalboden des alten Moselbogens heute bedecken, entstammen den Hochwasserfluten des Frohn- und Veldenzer Baches, die in ihrem Unterlauf die Schenkel des Bogens benutzen. Noch ein anderes der bei Betrachtung der Oberflächenformen schon besprochenen Thäler, das heute zum großen Teil als Trockenthal erscheint, gibt sich durch die mittleren Terrassenablagerungen als diluviales Flußthal zu erkennen. Es ist das Thal von Osann und seine östliche Fortsetzung über Noviand-Siebenborn nach Lieser. Hier handelt es sich nicht um einen verlassenen Moselarm, wie Grebe annahm [1]), sondern um ein ehemaliges Bett der Lieser, wie die Gesteine der Schotter und die mangelnden Spuren eines entsprechenden Mosellaufs innerhalb der Wittlicher Senke beweisen. Denn wie die Mosel hat auch die Lieser seit ihren ältesten Aufschüttungen mehrmals ihren Weg gewechselt. Das Osanner Thal und seine Fortsetzung zwischen Noviand und Lieser sind entstanden durch eine Teilung des Lieserlaufs bei Platten und bei Noviand. Sie wurden verlassen, als das Flußbett bei Platten etwa 150 m vertieft war [2]). Damit sind die mittleren Terrassenbildungen in ihrem Vorkommen innerhalb des Moselthals und der Moselberge im wesentlichen erschöpft. Sie sind bezeichnend für eine Phase der Stromentwicklung, in der die ursprünglich mehr geradlinige Richtung des Flußlaufes schon ziemlich stark modifiziert, aber doch noch nicht zu jener individuellen Ausprägung der Kurven fortgeschritten ist, die den heutigen Lauf charakterisiert.

---

[1]) Ueber Thalbildung auf der linken Rheinseite, insbesondere über die Bildung des unteren Nahethals. Jahrbuch der Königl. preuß. geologischen Landesanstalt 1885, S. 133 ff.

[2]) Nach den neuen geologischen Aufnahmen ist auch die Darstellung des alten Mosellaufs auf dem Kärtchen bei Penck (Das Deutsche Reich, S. 319) zu korrigieren. Der östlichste Teil desselben, von Osann ab, ist der oben besprochene Lieserlauf. Dem westlich davon eingezeichneten Stück bis zur Salm kann eine Verbindung zwischen dieser und der Lieser entsprochen haben. Sicher ist diese Annahme nicht. Denn die betreffenden Ablagerungen können aus Seitenzuflüssen stammen, deren obere Niederschlagsgebiete inzwischen von der Mosel oder Salm erobert wurden. Ein Mosellauf hat östlich der Salm jedenfalls nicht bestanden. Dagegen wird man ihn wahrscheinlich westlich der Salm am Nordfuße des Mehringer Berges zwischen Schweich, Bekond und Ensch annehmen dürfen.

Dieser zeigt sich dagegen schon vollständig in dem Verlauf der unteren Terrassen ausgebildet, deren Verbreitungsgebiet daher naturgemäß am meisten beschränkt ist. Sie zeigen sich nur als schmale Streifen von äußerst geringer Neigung vor den mittleren Terrassen der konvexen Ufer, setzen also deren Abdachung zum Flusse hin fort und schließen als jüngste diluviale Bildungen die Ablagerungen des Wassers aus vorgeschichtlicher Zeit ab. Aber auch sie reichen nirgends, wo sie vorkommen, — und das ist wesentlich — bis an den Fluß heran, sondern überall sind ihnen die Aufschüttungen des Alluviums vorgelagert, deren Bildung noch heute fortdauert.

Sie bestehen aus den Sedimenten, die der Fluß, abgesehen von den chemisch gelösten Substanzen, als schwebende Sinkstoffe und als festes Geschiebe am Boden mit sich führt. Ihre Menge hängt ab von der Transportkraft des Flusses, und diese ist wiederum bedingt durch die Wassermenge und das Gefäll. Die Mosel vermag Geröll nur bei Hochwasser zu bewegen, aber auch nur im Niederwasserbett, im Hochwasserbereich lagert sie dagegen feinen Sand in ziemlicher Mächtigkeit ab. Aber diese Sandaufschüttung hat noch nicht genügt, die durch die Hochwasserablagerungen gebildeten Terrassenstufen einzuebnen, und so treten auch im Alluvium an zahlreichen Stellen höhere Terrassen hervor. Die alluvialen Aufschüttungen des ebenen Thalbodens sind demnach historische Hochwasserbildungen, und damit ist die wichtige Thatsache gegeben, daß der Hochwasserspiegel die Grenze zwischen Alluvium und Diluvium für gewöhnlich nicht überschreitet, daß also die untersten Diluvialterrassen vor Hochwasser sicher sind, selbst wenn sie nur durch eine schmale Alluvion vom Niederwasserspiegel getrennt werden. Daß diese Thatsache siedlungsgeographisch von der größten Bedeutung ist, liegt auf der Hand, und es muß daher als besonders bemerkenswert betont werden, daß der Trierer Thalweitung Diluvialterrassen gänzlich fehlen. Sie ist ganz von Alluvium erfüllt, dessen Terrassen aber hier besonders gut entwickelt sind.

Die Aufschüttung der Thalsohlen ist jedoch nicht die einzige der Bildungen, die der jüngsten geologischen Vergangenheit angehören. Neben ihr kommen noch die Bildung von Gehängeschutt und Schuttkegeln sowie die Rutschungen an Gehängen in Betracht. Die Bildung des Gehängeschuttes ist ein Vorgang, der sich fast überall beobachten läßt, wo sich am Fuße eines steilen Gehänges ein flaches ausdehnt. Er besteht in der Ablation kleinerer und größerer Gesteinspartikelchen, die abgewittert oder mechanisch losgelöst, durch die eigene Schwere oder vom Wasser mitgeführt von dem steilen Gehänge auf das flache herabstürzen. Durch den flacheren Böschungswinkel wird ihre Bewegung gehemmt, denn auch die Transportkraft des Wassers nimmt mit demselben ab, und so häufen sie sich allmählich am Fuße des steilen Gehänges als Schuttmassen auf. Schon diese Art der Entstehung läßt einen Schluß auf die Verbreitung des Gehängeschuttes zu. Er findet sich im Moselthal und in den Moselbergen hauptsächlich dort, wo dem mehr oder weniger steilen Gehänge des Grundgebirges die flacheren Diluvialterrassen vorgelagert sind. Dadurch wird es zugleich erklärlich, wenn seine Entstehung vielfach bis in die Diluvialzeit zurückreicht.

Die Schuttkegel sind nur eine besondere Form des Gehängeschuttes, die aber durch ihre kompaktere Masse und die Art ihrer Verbreitung siedlungsgeographisch von größerer Bedeutung ist als jener. Sie bilden sich dort, wo ein besonders tiefer Wasserriß auf eine ebene oder nur wenig geneigte Fläche trifft, sind also stets an den Ausgang eines Thälchens oder wenigstens eines Einschnittes gebunden und natürlich um so deutlicher ausgebildet, je ebener die Unterlage ist. Die Rutschungen am Gehänge endlich sind charakteristisch für die Hohlufer der Mosel. Hier sind die Steilabfälle, wie schon gezeigt, dauernder Abnagung unterworfen. Dabei wird das Gestein manchmal unterhöhlt, es verliert seinen Halt und stürzt in gewaltigen Massen den Abhang hinunter. Die Trümmer dieser Bergrutsche können solche Dimensionen erreichen, daß sie wie bei Minheim und unterhalb Trarbach das Flußbett zur Seite drängen.

Damit sind die bodenplastisch wichtigsten Bildungen innerhalb der Moselberge und des Moselthales sowie die Grundzüge der Entstehungsgeschichte in Kürze wiedergegeben, und es erübrigt noch, die gleiche Art der Betrachtung auf die Wittlicher Senke anzuwenden. Schon ihre Oberflächenformen hatten gezeigt, daß sie ein fremdes Element innerhalb des Eifel- und Hunsrückplateaus bildet, und wieder wird diese Beobachtung durch die geologische Untersuchung bestätigt. Der fremdartige Charakter ist zunächst bedingt durch einen neuen Faktor, den die Oberflächenformen nicht ohne weiteres erkennen lassen, der, im Rheinischen Schiefergebirge nicht so häufig wie in den anderen Gliedern der mitteldeutschen Gebirgsschwelle, mehr in den Umrißlinien dieses Gebirges als bei seiner Oberflächengestaltung eine Rolle spielt. Durch Bruchlinien ist ein großer Teil der rheinischen Scholle begrenzt. So bildet der ganze Südrand, wie schon erwähnt, eine große Verwerfung, durch Brüche wurde die niederrheinische oder Kölner Bucht geschaffen, und ein ganzer Schwarm von Dislokationen ließ die sogen. Trierer Bucht entstehen. Von Südwesten her zwischen Vianden an der Ur und Wasserbillig an der Mündung der Sauer bis weit über Kilburg hinaus in die Eifel eindringend, bildet sie eine gewaltige Mulde, die von den Sedimenten der Trias und des unteren Jura, die mit den gleichen Schichten der Lothringer Stufenlandschaft in Verbindung stehen, erfüllt ist. Durch einen schmalen südwestlich verlaufenden Ausläufer des Devon getrennt, zweigt dort, wo die Mosel mit plötzlicher Wendung ins Schiefergebirge eintritt, eine kleinere Ausbuchtung nach Nordosten ab, die sogen. Wittlicher Bucht oder Senke. In ihren Umrissen ebenfalls durch Verwerfungen bedingt, an denen das Grundgebirge abgesunken ist, und daher auch im geologischen Sinn mit Recht als Senke bezeichnet, muß sie orogenetisch als Scheide zwischen Eifel und Hunsrück aufgefaßt werden. Die Bruchlinien, die sie nach Norden und Süden begrenzen, verlaufen fast geradlinig und ziemlich genau in der Fortsetzung der Trierer Thalweitung. Auch diese, die auf ihrer ganzen Erstreckung die Grenze zwischen der Trierer Bucht und dem Hunsrück bildet, so daß links das Gehänge aus Buntsandstein, rechts aus Devon besteht, ist wahrscheinlich durch Bruchlinien begrenzt [1]). Nur an ihrem

[1]) Vgl. Jahrb. der geolog. Landesanstalt 1881, S. 475, und 1885, S. 136.

Nordende tritt auf beiden Seiten Oberrotliegendes zu Tage, das nach Süden unter dem Alluvium der Thalsohle fortzusetzen scheint [1]). Weiter nach Nordosten aber treten diese Ablagerungen in der Wittlicher Senke — und hierin liegt das zweite Moment, das deren fremdartigen Charakter innerhalb der umgebenden Devonplateaus bedingt, — als die herrschende Formation auf. Die tertiären Verwerfungen, die die Senke in ihren Umrissen bestimmen, geben größtenteils gleichzeitig die Grenze zwischen dem Rotliegenden und dem devonischen Grundgebirge an. Nur im Westen des Nordrandes tritt an die Stelle des letzteren der Buntsandstein. So könnte man die Wittlicher Bucht auch als die Senke des Oberrotliegenden bezeichnen, und andererseits läßt die Lagerung der Schichten auch geologisch die schon oben gebrauchte Bezeichnung Mulde gerechtfertigt erscheinen. Denn die ungefalteten Schichten, die diskordant dem Devon auflagern, fallen in dem östlich der Lieser gelegenen Abschnitt der Senke von beiden Rändern gegen die Mitte hin ein [2]). Die Muldenachse verläuft vom Burgberg über den Mundwald nach Berlingen [3]). Nur westlich der Lieser zeigt der nördliche Muldenflügel kein südöstliches Einfallen, eine Erscheinung, deren Ursachen noch nicht sicher erkannt sind. Im ganzen aber ist die Lagerung der wie die umgrenzenden Verwerfungen nach dem niederländischen System streichenden Schichten, die dieselbe Gliederung wie die des Pfälzer Berglandes zeigen, eine flach muldenförmige. Hier wie dort unterscheidet man vier Stufen, die sich aus Konglomeraten, Sandsteinen und Schieferthonen zusammensetzen. Die groben Konglomerate der unteren Stufen treten nur an den Rändern der Mulde auf, im übrigen herrschen die roten Sandsteine und Schieferthone der obersten Stufe, die sogen. Kreuznacher Schichten vor [4]). Es sind küstennahe Bildungen, die sich von den harten Devonschichten des Schiefergebirges vor allem durch geringere Festigkeit unterscheiden. Sie bieten daher der Erosion weniger Widerstand und bedingen so die als charakteristisch bezeichneten sanfteren Formen der großen Mulde. Nur wo das Gestein fester ist, findet man daher größere Erhebungen. Als solche erscheinen in der Mitte der Senke der Mund- und Haardter Hochwald und vor allem der Burg- und Asberg, deren Kuppen von noch festerem, konkordant auflagerndem Buntsandstein gebildet werden. In diesen großen Zügen bestand die Wittlicher Mulde schon am Ende der Tertiärzeit. Denn während dieser Periode, deren Ablagerungen, einst weit über die Senke und das Schiefergebirge sich ausdehnend, heute nur noch in verschwindenden kleinen Inseln erhalten sind, fanden, wie schon gezeigt, die großen Dislokationen statt. Gleichzeitig gingen auch die vulkanischen Ausbrüche vor sich, deren Spuren in dem hier betrachteten Gebiet nur bei Neuerburg und

---

[1]) Jahrb. der geolog. Landesanstalt 1881, S. 456.
[2]) ib., S. 461.
[3]) Erläuterungen zu Blatt Wittlich, S. 15.
[4]) Sie wurden lange Zeit der Buntsandsteinformation zugerechnet, und als solche treten sie auch noch auf der v. Dechenschen Karte auf. Erst die geologischen Spezialaufnahmen am Ende der 70er Jahre ließen sie als permische Bildungen erkennen. Sie unterscheiden sich von dem Buntsandstein der Trias durch die braunrote Farbe, durch feineres Korn und reichlichen Thongehalt.

Berlingen zu beobachten sind. Dort erheben sich der Neuerburger Kopf (286 m) und der Lüxemberg (200 m), vor allem der erstere in der typischen Form eines Basaltkegels und etwa 100 m seine Umgebung überragend. Gleichwohl handelt es sich nicht um Basaltkuppen, sondern um Sandsteinberge, in denen schmale gangartige Vorkommen von Basalt stecken. Der Sandstein ist durch Kontaktmetamorphose verfestigt, wurde dadurch gegen Denudation und Erosion widerstandsfähiger und bildete auf diese Weise die kegelartige Bergform aus. Die einfachen Formen der in der Tertiärzeit gebildeten Senke erfuhren nun in der folgenden Periode, ohne die Hauptzüge zu verlieren, eine mannigfaltige Ausarbeitung im kleinen, als deren Ergebnis man die oben schon geschilderten Kleinformen zu betrachten hat. Sie sind daher alle mehr oder weniger von diluvialen Bildungen erfüllt, deren ausgedehnte Verbreitung aber nur durch größere Wassermengen und deren wechselnde Laufrichtung zu erklären ist. Eine genaue Darstellung der Einzelheiten würde zu weit führen, und deshalb sei nur kurz daran erinnert, daß die Ausbildung des Diluviums innerhalb der Senke mit der des Moselthals völlig übereinstimmt. Nur die oberste Terrassengruppe scheint der Senke zu fehlen, was in Anbetracht der Höhenverhältnisse durchaus erklärlich ist. Diese haben aber andrerseits eine besonders starke Ausbildung der mittleren Terrassen veranlaßt, indem nämlich Lieser und Salm, ehe sie den Wall der Moselberge durchbrechen konnten, ihre Gewässer innerhalb der Senke zu gewaltigen Staubecken ansammeln mußten. Dadurch und durch die leichte Angreifbarkeit der Rotliegendschichten werden die breiten Diluvialthäler der kleinen Flüßchen erklärt. Von welchem Einfluß die verschiedene Widerstandsfähigkeit der Gesteine auf die Thalbildung ist, wird am besten dadurch illustriert, daß die heutige Thalsohle der Lieser von rund 50 m im Schiefergebirge sich auf 1500 m in der Wittlicher Senke erweitert, innerhalb der Moselberge aber wieder auf 100—300 m zurückgeht. Auch die Auffassung des Lieserthales als Saumthal innerhalb der Senke wird durch die geologische Karte gerechtfertigt, denn das rechte Ufer wird vom Rotliegenden und der mittleren Terrassengruppe gebildet, während auf der anderen Seite nur untere Terrassen vorhanden sind. Gleichzeitig ist hier auch die Ausbildung des Alluviums besonders reich und die Aufschüttung des Thalbodens wie bei der Mosel noch nicht zur völligen Einebnung gediehen. Dagegen sind im Salmthal die Alluvialterrassen großenteils schon völlig geschwunden.

IV. Klima und Boden.

Die Untersuchung der geologischen Verhältnisse hat es besonders deutlich gemacht, daß die Wittlicher Senke, ebenso wie das Moselthal, innerhalb des Rheinischen Schiefergebirges eine selbständige Landschaft bildet, die zunächst schon rein äußerlich durch ihre tiefere Lage zu den umgebenden Devonplateaus in Gegensatz tritt. Dieser Gegensatz wird aber weiterhin noch verschärft durch die Verschiedenheit des Klimas und des Bodens, die ihrerseits natürlich wieder in Beziehungen stehen zu den Formen der Oberfläche und dem geologischen Bau. Allerdings fehlt es auf den Gebieten der Klima- und Bodenkunde, abgesehen von den Arbeiten von Polis über die Niederschlagsverhältnisse der Rheinprovinz [1]), noch sehr an den nötigen Vorarbeiten. Doch werden für den vorliegenden Zweck einige kurze Bemerkungen genügen. Sie sind ebenfalls geeignet, die auf Grund der Bodenplastik des Gebietes vorgenommene Einteilung zu rechtfertigen. Der klimatisch meist begünstigte Abschnitt ist das Moselthal von seinem Eintritt ins Gebirge an. Bei einer mittleren Jahrestemperatur von 10° und mehr sinkt die mittlere Winterwärme nirgends unter den Gefrierpunkt, während im Sommer das Thermometer 30° öfters übersteigt [2]). Spätfröste sind äußerst selten, die Monate Mai bis September können als frostfrei gelten. Aehnlich liegen die Temperaturverhältnisse in der Trierer Thalweitung und der Wittlicher Senke. Sie bilden gemeinsam ein Gebiet von 9—10° mittlerer Jahreswärme. Im Sommer übersteigt die Temperatur 30° gewöhnlich nicht, im Winter sinkt sie nicht unter —17°. Die Niederschläge erreichen im Moselthal bei einem Maximum im Sommer und einem Minimum im Winter durchschnittlich nicht 600 mm, während ihre Höhe in der Wittlicher Senke 600—800 mm beträgt. Damit sind im Moselthal die Bedingungen für einen guten Weinbau trefflich erfüllt. Denn die Rebe braucht milde Winter und heiße Sommer, um gute Erträge zu liefern, und gedeiht am besten, wenn sich mit hoher Wärme eine gewisse Trockenheit verbindet. Welch außerordentliche hohe Begünstigung die genannten Zahlen für die beiden Hohlformen des Mosel-

[1]) Der wichtigste Aufsatz ist: Die Niederschlagsverhältnisse der mittleren Rheinprovinz und der Nachbargebiete. Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde XII, 1899, Heft 1.

[2]) Diese und die folgenden Zahlen sind dem Buch von Dronke entnommen, das unter dem Titel „Die Eifel" aus den nachgelassenen Papieren des Verfassers von Cüppers herausgegeben wurde, Köln 1899.

thals und der Senke gegenüber den Hochflächen des Schiefergebirges bedeuten, erhellt am besten daraus, daß auf den Höhen, also natürlich auch auf den Rücken der Moselberge, das Frühjahr drei bis vier Wochen später beginnt als im Thale und der Herbst um ebensoviel früher. In der zentralen Eifel ist kein Monat unbedingt frostfrei, und gleichzeitig wächst mit der Höhe des Plateaus auch die Höhe der Niederschläge. Diese bedeutenden Gegensätze, die also im Moselgebiet sich in nächster Nachbarschaft dicht nebeneinander finden, sind lediglich bedingt durch die Konfiguration der Oberfläche, durch den in der Thalbildung begründeten schroffen Wechsel von Hoch und Niedrig. Für den Charakter der Landschaft werden sie dadurch noch bedeutungsvoller, daß die durch Temperatur und Niederschläge begünstigten Gebiete zugleich durch guten Boden ausgezeichnet sind. Während die Hochböden der Moselberge nur Waldwirtschaft ermöglichen — sie tragen meist Eichenschälwald — oder höchstens als Schiffelland zu verwenden sind, liefern das Rotliegende und vor allem das Diluvium innerhalb der Senke und an der Mosel einen guten Ackerboden, der bei hinreichendem Thongehalt nur der Zufuhr von Kalk bedarf und durch Getreide-, Obst-, Hanf- und Tabaksbau eine intensive Bewirtschaftung ermöglicht [1]). Den größten Schatz des Gebietes aber bilden die nach Osten, Süden und Westen gerichteten steilen Gehänge des Moselthales und seiner Seitenthäler und teilweise auch der Wittlicher Senke, deren mit lockerem, kalireichem Schieferschutt bedeckte Flächen einen ausgezeichneten Boden für den Weinbau liefern. Seine Pflege bedingt vor allem den hohen Kulturwert des Gebietes, das daher auch nach dieser Richtung mit Recht als eine selbständige Landschaft innerhalb der Eifel wie des Rheinischen Schiefergebirges überhaupt aufgefaßt werden darf. Gleichwohl ist seine Physiognomie durchaus die eines reinen Ackerbaugebietes, mag nun der Acker als Obstpflanzung, Weinberg oder Getreidefeld erscheinen. Denn an nutzbaren Gesteinen und Mineralien, die eine Industrie ins Leben rufen könnten, fehlt es gänzlich. Die vorkommenden Steinbrüche dienen lediglich der Ausbeutung für Bauzwecke, und zwar liefert der Thonschiefer Steine für rauhes Mauerwerk, während der Hunsrückschiefer stellenweise als Dachschiefer gebrochen wird. Noch häufiger findet der an einigen Stellen in das Gebiet hineinragende Buntsandstein als Baustein Verwendung. Das einzige Mineral, das zum Abbau gelangte, ist der Roteisenstein der Grube „Schweicher Morgenstern“ am Nordabhang des Mehringer Berges, dessen Förderung heute aber gänzlich eingestellt ist. Es gilt daher auch für das hier behandelte Gebiet in vollem Maße, was Lamprecht vom Moselland im allgemeinen sagt: „Es ist unter allen Ländern deutscher Kultur, welche nicht der Kolonisation erst des 12. bis 14. Jahrhunderts angehören, dasjenige, in welchem sich die ländliche Kultur am reinsten, ungestört durch den Einfluß großer Städte und regen Durchgangsverkehrs ausgebildet hat. Das gilt für Gegenwart wie Vergangenheit“ [2]).

[1]) Tabak wird hauptsächlich in der Umgebung von Wittlich, der sogenannten Eifeler Pfalz gebaut.

[2]) Deutsches Wirtschaftsleben im Mittelalter, Bd. I, S. 73.

V. Ueberblick über die allgemeine Geschichte.

Den historischen Teil einer siedlungsgeographischen Untersuchung wird man zweckmäßig in zwei Abschnitte gliedern, von denen der eine einen Ueberblick über die allgemeine Geschichte zu geben, der andere die Geschichte der Besiedlung darzustellen hat. Für beide Abschnitte ist im vorliegenden Fall die älteste historische Quelle Cäsars Bellum Gallicum. Zwar wird die Mosel bei Cäsar nicht genannt, wie im Gegensatz zu einer noch heute manchmal auftretenden falschen Darstellung betont werden muß. Daß aber ihr unteres Stromgebiet schon damals der Sitz der Treverer war, bedarf keines besonderen Nachweises mehr. Mitten durch das Gebiet dieses Stammes erstreckte sich in ungeheurer Ausdehnung vom Rhein bis an die Grenzen der Remer die silva Arduenna, das größte Waldgebiet Galliens, das sich, wie es an einer anderen Stelle heißt, von den Ufern des Rheins und dem Gebiet der Treverer bis zu den Nerviern über 500 Meilen in die Länge ausdehnte[1]). Ist diese Längenangabe auch weit übertrieben[2]), so erkennt man doch deutlich, daß mit der Arduenna der ganze Westflügel des Rheinischen Schiefergebirges gemeint ist, während heute der Name nur noch an den belgischen Teilen des Gebirges haftet. Dabei darf die Ueberschätzung der Ausdehnung nicht allzusehr wundernehmen. Sie ist zum guten Teil natürlich veranlaßt durch die Unwegsamkeit des Gebirges, dessen ausgedehnte Moore und im Kriege noch künstlich ungangbar gemachte Wälder alle Entfernungen größer erscheinen ließen, als sie waren. Aber wenn auch unzugängliche Distrikte vorhanden waren, die ganze Völkerschaften vor den Verfolgungen der römischen Legionen sichern konnten, so darf man sich andererseits das Gebirge in seiner ganzen Ausdehnung doch nicht als eine völlig undurchdringliche Wildnis vorstellen. Wege müssen, wenigstens in den Hauptverkehrsrichtungen, auch schon damals vorhanden gewesen sein, sonst hätte Cäsar nach dem zweiten Rheinübergang, der im Gebiet der Treverer stattfand, unmöglich sein ganzes Heer gegen die Eburonen durch die Ardennen führen können[3]).

---

[1]) B. G. V, 3, 4; VI, 29, 4.

[2]) 500 römische Meilen sind 740 km (1 römische Meile = 1,479 km). Die Ausdehnung der alten Arduenna beträgt aber in der Richtung der größten Achse höchstens 300 km, und Strabo, der bei der Beschreibung dieser Gegend sich sonst hauptsächlich auf Cäsar stützt, weist daher mit Recht jene Angabe als Uebertreibung zurück, p. 194, IV, 3, 5.

[3]) B. G. VI, 29, 4.

In diesem Ardennengebirge waren also auch die Treverer heimisch, und unbestritten ist die Annahme, daß ihre Wohnsitze sich über Eifel und Hunsrück ausdehnten. Die Mosel ist daher der Hauptfluß ihres Gebietes, ihr Bett bildet den einzigen natürlichen Verkehrsweg, und in ihrem Thal findet sich daher später auch die Hauptstadt des Landes. Wer waren nun diese Treverer? Cäsar unterschied bekanntlich die Bewohner von Gallia comata, wie das von ihm bezwungene Gebiet im Gegensatz zu der südlichen Gallia braccata und der norditalischen Gallia togata genannt wurde, in Aquitanier, Kelten (Gallier) und Belgen. Diese letzteren bewohnten den Norden des Landes, hatten vor Cäsars Ankunft die wenigste Berührung mit den Römern gehabt und waren infolge ihrer beständigen Kämpfe mit den rechtsrheinischen Germanen die tapfersten. Ihre Unterwerfung bildete das Hauptereignis in dem zweiten Kriegsjahr von Cäsars gallischer Statthalterschaft, und in der Schlacht, die die Entscheidung brachte, spielten auch die Treverer eine Rolle. Sie hatten ihre Reiterei, deren Tüchtigkeit unter allen Galliern in hohem Rufe stand, dem römischen Feldherrn für den Feldzug gegen die Belgen zur Verfügung gestellt. Als aber in dem Entscheidungskampf der ungestüme Angriff der Nervier den Erfolg der römischen Waffen in Zweifel stellte, ließen die Reiter den Bundesgenossen im Stich und eilten in die Heimat mit der Nachricht, die Römer seien geschlagen [1]). Diese Schlacht, in der Cäsars Feldherrngeschick dennoch den Sieg gewann, ist wie die ganze Schilderung des belgischen Krieges für die Geschichte der Treverer insofern interessant, als sie deutlich zeigt, daß der große Römer, der die gallischen Stämme und ihre Beziehungen aus persönlicher Anschauung und Erfahrung kannte, den Stamm der Treverer nicht zu den Belgen zählte. Noch während des Winters 58/57, als Cäsar in Italien weilte, bekam er die Nachricht, daß alle Belgen (omnes Belgas, quam tertiam esse Galliae partem dixeramus) sich zu einem Bündnis gegen Rom zusammengeschlossen hätten [2]). Als er darauf in Gallien erschien und die belgischen Remer, von ihren Stammesgenossen sich trennend, zu ihm übergingen, bestätigten sie ihm von neuem, „alle übrigen Belgen ständen unter Waffen“, und nannten ihm zugleich die Namen der belgischen Völkerschaften, unter denen sich die Treverer nicht befinden. Darin liegt der klare Beweis, daß die Treverer von den Galliern selbst nicht zu den Belgen gerechnet wurden, und man hat kein Recht, an dieser Ueberlieferung etwas zu ändern. Sie zwingt vielmehr notwendig, in den Treverer ein Glied der zweiten großen gallischen Völkergruppe zu sehen, d. h. sie als rein keltischen Stamm zu betrachten. Würde Cäsar selbst sie als einen belgischen Stamm ansehen, so wäre er zum mindesten eine Aufklärung schuldig, warum ihre Reiterei auf seiner Seite ficht, da doch nach seinen eigenen Worten alle Belgen gegen ihn im Felde liegen. Es ist nicht überflüssig, diese Thatsache, daß die Treverer nicht zu den Belgen und daher also zu den Kelten gehören, besonders zu betonen, da in der neueren Litteratur

---

[1]) B. G. II, 24.
[2]) B. G. II, 1, 1.

sich die unbewiesene gegenteilige Behauptung findet [1]), obwohl schon weit früher die Frage richtig entschieden worden ist [2]). Jene verkehrte Behauptung wird weiterhin aber ausgeschlachtet, um als Beweis für die germanische Abstammung der Treverer zu dienen. Denn da die Remer die Schilderung ihrer belgischen Stammesgenossen mit der Bemerkung beginnen, die meisten Belgen stammten von den Germanen ab und seien vor alters wegen der Fruchtbarkeit des Bodens über den Rhein gekommen, so nehmen die Vertreter jener Behauptung auch für die Treverer germanische Abstammung in Anspruch, zumal sie diese durch zwei andere Zeugnisse des Altertums stützen zu können glauben. Ihre Gewährsmänner sind Strabo und Tacitus. Wenn aber der erstere bei der Beschreibung von Gallien die Völkerschaften des Landes aufzählt, so braucht er nicht hervorzuheben, daß es sich um gallische Völkerschaften handelt, betonen aber muß er, wenn sich zwischen diesen germanische Stämme niedergelassen haben. Als solche erwähnt er die Triboker und die Ubier [3]). Denn wenn er bei den letzteren die germanische Abstammung nicht ausdrücklich betont, so ist natürlich die Thatsache, daß sie von dem rechten auf das linke Ufer übergeführt wurden, für jeden antiken Leser, der es noch nicht wissen sollte, Beweis genug, daß sie Germanen sind. Wenn Strabo dann fortfährt: an die Treverer grenzen die Nervier, auch diese ein germanisches Volk, so ist klar, daß dieses „auch" gebraucht wird in Bezug auf die schon genannten Germanenstämme und nicht auf die Treverer, die weder Strabo selbst noch auch sein Gewährsmann Cäsar jemals als Germanen bezeichnet hat. Was die Tacitus-Stelle angeht [4]), so hat schon Müllenhoff in seinem Kommentar der Germania [5]) darauf hingewiesen, daß „ultro" hier nur die Bedeutung „ohne Grund" haben kann, da „sogar" nach dem ganzen Zusammenhang keinen Sinn giebt. Aber auch abgesehen von dieser Interpretation hat die Ausdrucksweise des Tacitus eine Färbung, die deutlich verrät, daß er die von den Treverern und Nerviern beanspruchte germanische Abstammung stark bezweifelt, zumal er gleich darauf betont, daß die am Mittelrhein wohnenden Vangionen, Triboker und Nemeter „unzweifelhaft" germanische Völker sind. Mit Recht wird man daher in Strabo und Tacitus nicht, wie Leonardy und

---

[1]) Leonardy, Geschichte des trierischen Landes und Volkes. 2. Ausg. 1877, S. 5. Desjardins, Géographie historique et administrative de la Gaule romaine. 1876/93, Bd. II, S. 438.

[2]) Zeuß, Die Deutschen und ihre Nachbarstämme. 1837, S. 187. Steininger, Geschichte der Trevirer unter der Herrschaft der Römer. 1845, S. 12.

[3]) p. 193, IV, 3, 4: Μετὰ δὲ Ἑλουητίους Σηκοανοὶ καὶ Μεδιοματρικοὶ κατοικοῦσι τὸν Ῥῆνον, ἐν οἷς ἵδρυται Γερμανικὸν ἔθνος περαιωθὲν ἐκ τῆς οἰκείας, Τρίβοκχοι ... p. 194: Μετὰ δὲ τοὺς Μεδιοματρικοὺς καὶ Τριβόκχους παροικοῦσι τὸν Ῥῆνον Τρηούιροι, καθ' οὓς πεποίηται τὸ ζεῦγμα ὑπὸ τῶν Ῥωμαίων νυνὶ τῶν στρατηγούντων τὸν Γερμανικὸν πόλεμον. Πέραν δὲ ᾤκουν Οὔβιοι κατὰ τοῦτον τὸν τόπον, οὓς μετήγαγεν Ἀγρίππας ἑκόντας εἰς τὴν ἐντὸς τοῦ Ῥῆνου. Τρηουίροις δὲ συνεχεῖς Νερούιοι, καὶ τοῦτο Γερμανικὸν ἔθνος.

[4]) Germ. 28: Treveri et Nervii circa adfectationem Germanicae originis ultro ambitiosi sunt, tamquam per hanc gloriam sanguinis a similitudine et inertia Gallorum separentur. Ipsam Rheni ripam haud dubie Germanorum populi colunt, Vangiones, Triboci, Nemetes.

[5]) Deutsche Altertumskunde, Bd. IV, S. 393.

Desjardins es wollen, Belege für die germanische, sondern im Gegenteil in Uebereinstimmung mit Cäsar Belege für die keltische Abstammung der Treverer erblicken dürfen. Aber wenn auch die hier gegebene Auslegung der Strabo-Stelle auf Bedenken stoßen sollte — selbst Müllenhoff glaubt, nach Strabo seien die Treverer Germanen, ohne aber den Widerspruch mit Tacitus zu erklären —, so würde an jenem Resultat dadurch nichts geändert werden. Denn vor Strabo, der sich in der Beschreibung Galliens auf mündliche und schriftliche Berichte stützt, verdient Cäsar, der Land und Leute persönlich kennt, unbedingt den Vorzug. Ferner aber könnte die falsche Angabe Strabos durch die genannte Stelle der Germania vielleicht ihre Erklärung finden. Denn dies darf man aus Tacitus' Worten sicher entnehmen, daß die Treverer zu seiner Zeit mit einer gewissen Prahlerei sich als Germanen aufzuspielen suchten, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß hier die Quelle für Strabos falsche Angabe zu suchen ist. Man wende dagegen nicht ein, daß die Berichte der beiden Schriftsteller zeitlich zu weit auseinander liegen[1]), denn bei genauem Zusehen läßt sich der erste Ansatz für die Entwicklung jener Prahlerei, die Tacitus als solche erkennt, Strabo aber — immer die Richtigkeit der Müllenhoffschen Interpretation angenommen — als geschichtlich berechtigt ansieht, schon bei Cäsar erkennen. In der von Hirtius verfaßten Fortsetzung der Kommentarien heißt es nämlich von den Treverern, infolge der beständigen Kämpfe mit den benachbarten Germanen seien sie von diesen in ihrer wilden Lebensweise kaum unterschieden[2]). Unter diesen Umständen konnte sich leicht schon zu Strabos Zeit die Vorstellung entwickelt haben, auch die Treverer seien, wie die benachbarten Belgen sich dessen rühmten, germanischen Ursprungs, und der Nimbus, der diesen Namen umgab, macht es erklärlich, wenn die Treverer selbst sich in seinem Glanze gefielen. — Wie dem aber auch sei: die Beweiskraft der zwar knappen, aber in ihrer Klarheit von den späteren Berichten nicht erreichten Kommentarien Cäsars kann durch eine Auslegung der Strabo-Stelle zu Gunsten der germanischen Abstammung der Treverer nicht erschüttert werden. Denn auch die zuletzt angeführte, auf Hirtius zurückgehende Bemerkung spricht deutlich und klar für die keltische Abstammung der Treverer. Wie könnte sonst besonders hervorgehoben werden, daß der Stamm infolge seiner dauernden Kämpfe mit den Germanen in seiner Lebensweise sich kaum von diesen unterscheide. Dazu kommt noch, daß aus den späteren Quellen sich auch nicht eine Stelle für die germanische Abstammung der Treverer beibringen läßt. Denn wenn von diesen die Treverer manchmal zu den Belgen gerechnet werden, so sind damit nicht mehr die von Cäsar im Gegensatz zu den Kelten unterschiedenen Stämme des nördlichen Galliens gemeint, sondern die Bewohner der weit größeren, von Augustus eingerichteten Provincia Belgica. Interessant, wenn auch wohl nicht von ausschlaggebender Bedeutung ist eine Bemerkung des Kirchenvaters Hieronymus in seinem

---

[1]) Strabo schrieb nach Groskurd das 4. Buch im Jahre 19 n. Chr., die Entstehung der Germania setzt man ins Jahr 98 n. Chr.

[2]) B. G. VIII, 25, 2.

Kommentar zum Galaterbrief. Danach hat er auf seinen Reisen in Kleinasien bei den dortigen Galatern, den Nachkommen der etwa 280 v. Chr. dort eingedrungenen Kelten, abgesehen von einigen unbedeutenden Abweichungen, dieselbe Sprache gefunden wie bei den Treverern [1]). Ist die Beobachtung richtig, so wird sie den Schluß gestatten, daß noch in der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts die Volkssprache im Trevererlande die keltische war. Muß man also nach der ganzen Ueberlieferung an dem keltischen Ursprung der Treverer festhalten, so wird es andrerseits doch leicht zu verstehen sein, wenn bei der häufigen, durchaus nicht immer feindlichen [2]) Berührung mit den jenseit des Rheins wohnenden Germanen auch schon in den ersten Jahrhunderten zur Zeit des Römerreiches eine gewisse Vermischung eintrat. Ob schon vor Cäsar Beziehungen zwischen den Treverern und Germanen unterhalten wurden, ist nicht überliefert, nach den sonstigen Nachrichten aber nicht unwahrscheinlich. Jedenfalls wurden sie seit dem Erscheinen der Römer besonders lebhaft. Denn wie in den meisten gallischen Staaten, so standen sich auch bei den Treverern eine römische und eine nationale Partei gegenüber [3]), und die letztere suchte natürlich Anschluß bei den Germanen. Sie scheint auf die Dauer die Oberhand behalten zu haben, denn in dem weiteren Verlauf des gallischen Krieges zeigen sich die Treverer nicht mehr wie anfangs auf seiten Cäsars, sondern einmal sogar in offenem Aufstand gegen den bei ihnen überwinternden Legaten Labienus. Auch nach der Unterwerfung Galliens durch Cäsar machten sie mehrere Versuche, die römische Herrschaft abzuschütteln. Der bedeutendste ist der sogen. Bataverkrieg [4]), mit dessen Ausgang der Stamm der Treverer aus den Annalen der Geschichte verschwindet. Dieser letzte große Aufstand, ursprünglich nur gegen Vitellius, den dritten Soldatenkaiser des Jahres 69, gerichtet, ging von den im römischen Solde stehenden Bataverkohorten unter Julius Civilis aus, nahm aber bald, besonders nach Vitellius' Tode, größeren Umfang an und richtete sich unter Beteiligung der rechtsrheinischen Germanen gegen die Römerherrschaft überhaupt. Die Treverer errichteten, anfangs den Römern treu, eine Landwehr zur Abwehr der Germanen, gingen dann aber unter Julius Classicus und Julius Tutor zu den Aufständischen über. In ihrem Stammesgebiet, speziell im Gebiet der vorliegenden Arbeit, spielte sich ein Teil des Krieges ab, und bei dieser Gelegenheit berichtet Tacitus einige interessante Einzelheiten. Den ersten zur Unterdrückung des Aufstandes von Italien über die Alpen geschickten Truppen hatte Tutor mit den Treverern südlich von Mainz entgegentreten sollen, aber von den mittelrheinischen Germanen, die ihre Unterstützung zugesagt hatten, im Stich gelassen, mußte er sich nach Bingen zurückziehen. Hier griffen

---

[1]) Comm. in epist. ad Galatas, lib. II., prooem.: Unum est, quod inferimus et promissum in exordio reddimus Galatas excepto sermone Graeco, quo omnis Oriens loquitur, propriam linguam eandem paene habere quam Treveros nec referre, si aliqua exinde corruperint, cum et Afri Phoenicum linguam nonnulla ex parte mutaverint et ipsa Latinitas et regionibus cotidie mutetur et tempore.

[2]) B. G. V, 2, 4; 55, 1; VI, 2, 1, 2; 5, 4.

[3]) B. G. V, 3.

[4]) Tac. Hist. IV, 12—V, 26.

ihn die Römer an und brachten ihm eine Niederlage bei. Durch dieses Gefecht wurde den Treverern aller Mut so benommen, daß sie vom Kriege nichts mehr wissen wollten. Aber Tutor und der Heißsporn Valentin zwangen ihnen die Waffen wieder auf. Jetzt langte der kaiserliche Unterfeldherr, Petilius Cerialis, in Mainz an. Schnell war sein Entschluß gefaßt. Er hatte die Treverer in seiner Hand, wenn er sich ihrer Hauptstadt bemächtigte. Sofort brach er daher von Mainz auf und nach drei Gewaltmärschen stand er vor Rigodulum, dem heutigen Riol, 15 km unterhalb Trier [1]). Diesen Ort hatte Valentin besetzt und die Straße durch Verhaue gesperrt, um Cerialis zurückzuschlagen [2]). Der Platz war nicht schlecht gewählt, aber dennoch wurden die Treverer wieder geschlagen, Valentin und andere Vornehme gefangen genommen. Ihre Hauptstadt stand dem römischen Feldherrn offen, und am nächsten Tage hielt Cerialis seinen Einzug. Aber damit war der Aufstand noch nicht niedergeworfen. Noch waren Civilis und Classicus unbesiegt, und mit ihnen hatte sich der bei Bingen geschlagene Tutor verbunden. Diese rückten jetzt gemeinsam, während Cerialis seinen Truppen im Lager vor Trier — vielleicht zu lange — Ruhe gönnte, mit ihren Scharen heran, um die Hauptstadt der Treverer zu entsetzen. Die Römer lagerten, wie man aus der Schilderung der Schlacht [3]) entnehmen muß, gegenüber von Trier auf der Eurener Flur in dem Winkel, den die Berge des linken Ufers mit der hier wieder dicht an sie herantretenden Mosel bilden. Sie beherrschten dadurch den Treffpunkt der beiden Straßen, die von Köln und Metz kommend sich hier vereinigen und gemeinsam unter Benutzung der Brücke in Trier münden. Um einen sicheren Schlag zu thun, unternahmen die Verbündeten einen nächtlichen Ueberfall, der sie im ersten Ansturm gleich mitten in das Lager und bis auf die Moselbrücke führte. Aber die Kaltblütigkeit des Cerialis auf der einen, die Beutelust der Germanen auf der anderen Seite machten diesen Erfolg zunichte, und der siegreiche Ueberfall endete mit der Flucht der Aufständischen. Die weiteren Akte dieses „Bataverkrieges“ spielten nicht mehr im Treverergebiet, sondern am Niederrhein. Sie fanden im Herbst des Jahres 70, wie man annimmt [4]), — die Historien des Tacitus brechen vorher ab — ihr Ende mit der Unterwerfung der Bataver und ihrer Bundesgenossen.

Zum letzten Male hatte dieser Freiheitskampf das nationale Selbstgefühl der Gallierstämme emporflackern lassen. Mit seinem Ende war es für immer erloschen. Zum letzten Male war auch bei dem Stamm der Treverer die ganze Eigenart des gallischen Temperamentes zum Durchbruch gekommen. Von nun an ist sie gebrochen, und der Stamm verschwindet aus dem Lichte der geschichtlichen Ueberlieferung. Nur sein Name erhält sich in der Augusta Treverorum. Auch von ihr

---

[1]) Die Entfernung von Mainz bis Riol beträgt längs der Römerstraße ungefähr 120 km.

[2]) Hist. IV, 71.

[3]) Hist. IV, 77.

[4]) Niese, Abriß der römischen Geschichte. J. v. Müllers Handb. der klass. Altertumswissenschaft, Bd. III, Abt. 5, S. 201 (2. Aufl.).

wissen die Annalen der Geschichte lange Zeit nichts zu berichten, und nur die Inschriften beweisen die Fortdauer ihrer Existenz. Als sie dann nach fast 200jähriger Pause wieder in der Ueberlieferung erscheint, hat sich ihr Aussehen gewaltig verändert. Aus der einfachen Kolonie ist eine glanzvolle Hauptstadt des römischen Weltreiches geworden, die größte Stadt jenseits der Alpen, wie Zosimus (5. Jahrhundert) sagt. Aber nicht nur die Hauptstadt, auch Land und Leute zeigen ein anderes Gepräge. Das keltische „Barbarentum" hat einer gallo-römischen Mischkultur Platz gemacht. Die Geschichte des Landes konzentriert sich jetzt in seiner Hauptstadt, und schon aus diesem Grunde wird es nötig sein, ihre Entwicklung etwas genauer ins Auge zu fassen.

Ueber die Entstehung und Entwicklung Triers ist schon unendlich viel geschrieben worden seit jenen Tagen des Mittelalters, wo mönchische Phantasie die Sage von der Gründung durch Trebeta, den Sohn der Semiramis, schuf, deren naiver Glaube auch späteren Geschlechtern übermittelt wurde durch das den Gesta Trevirorum entstammende Distichon an dem berühmten Roten Hause:

Ante Romam Treviris stetit annis mille trecentis,
Perstet et aeterna pace fruatur, amen.

Braucht man auch auf die sagenhafte Uebertreibung dieser Verse nicht besonders hinzuweisen, so ist doch die Frage nach den ersten Anfängen der Stadt auch heute noch nicht mit unbedingter Gewißheit gelöst, d. h. die Frage, ob vor dem römischen Trier an seiner Stelle schon ein keltischer Ort bestand oder ob die Stadt eine römische Gründung ist. Doch lassen sich immerhin Gründe anführen, die das Bestehen einer größeren Siedlung vor der Anlage der römischen Stadt im höchsten Grade unwahrscheinlich machen. Aus Cäsars Berichten ergibt sich, daß er selbst wenigstens zweimal einige Tage im Lande der Treverer geweilt hat, einmal im Jahre 54, um die inneren Zwistigkeiten beizulegen und die römische Partei zu stärken [1]), das andere Mal im Jahre 51, um eine Truppenschau über seine gesamten Streitkräfte zu veranstalten [2]). Seine Legionen aber haben öfter Berührung mit den Treverern gehabt. Sein erster Legat, Labienus, lieferte zweimal in ihrem Lande ein siegreiches Gefecht [3]) und brachte dadurch jedesmal den unbotmäßigen Stamm zur Unterwerfung. Aber an keiner Stelle wird eine Hauptstadt der Treverer genannt, ja die Kommentarien kennen überhaupt keine größere Niederlassung in ihrem Gebiet. Wird man, wie später noch gezeigt werden soll, das Fehlen größerer Niederlassungen auch als charakteristisch für das Ardennengebirge ansehen dürfen, so kann natürlich andererseits die Thatsache, daß Cäsar Trier nicht nennt, keinen vollgültigen Beweis dafür bieten, daß damals überhaupt noch kein größerer Ort an seiner Stelle bestand. Zieht man aber weiterhin

[1]) B. G. V, 2, 4—4.
[2]) B. G. VIII, 52, 1.
[3]) B. G. VI, 7 u. 8; VIII, 45.

in Betracht, daß in der ganzen alten Ueberlieferung keine Spur von einem keltischen Ortsnamen für Trier vorhanden ist und vor allem die bisherigen Ausgrabungen nicht die geringsten Reste älterer keltischer Ansiedlung zu Tage gefördert haben[1]), so wird die Annahme, daß vor dem römischen ein keltisches Trier nicht bestanden habe, doch im höchsten Grade wahrscheinlich. Dabei ist das Hauptgewicht auf die Resultate der Ausgrabungen zu legen, die auch allein ein gesichertes Bild der späteren Entwicklung zu geben vermögen[2]).

Wann aber ist die römische Kolonie entstanden? Man sollte glauben, die Frage müsse sich mit Leichtigkeit entscheiden lassen, doch haben in Wahrheit die Lücken der Ueberlieferung zu mannigfachen Kontroversen geführt. Nur kurz seien sie hier berührt. Thatsache ist zunächst, daß aus vorchristlicher Zeit bisher kein Zeugnis für die Existenz der Stadt sich hat beibringen lassen. Ihre erste Erwähnung findet sie in den ersten Regierungsjahren des Claudius (41—54) bei Pomponius Mela, der als urbs opulentissima in Treveris die Augusta nennt[3]). Rund 30 Jahre später tritt sie zur Zeit des batavischen Aufstandes in den Historien des Tacitus als colonia Treverorum auf[4]). Strabo und Plinius erwähnen sie nicht. Gestützt auf den Namen, colonia Augusta Treverorum, glaubte man früher, Augustus habe die Kolonie als solche schon gegründet. Aber die Thatsache, daß in dem Monumentum Ancyranum, jener Tempelinschrift, die von den Thaten des Augustus berichtet, unter den von ihm begründeten Kolonieen in Gallien nur solche der Narbonensis erwähnt werden, verschaffte der auch von Mommsen vertretenen Anschauung Geltung, daß Trier erst von Claudius zur Kolonie gemacht worden sei[5]). Für den vorliegenden Zweck ist die Entscheidung dieser Frage weniger von Bedeutung. Wichtiger ist das Ergebnis, das sich aus der im Bischofshof zu Trier gefundenen ältesten Inschrift der Rheinlande gewinnen läßt. Sie muß nach der von F. Hettner vorgeschlagenen Ergänzung ursprünglich mindestens 6½ m lang gewesen sein und daher von einem größeren Gebäude herrühren. Da nun L. Cäsar, dem die Inschrift geweiht ist, im Jahre 2 n. Chr. gestorben, die Inschrift aber, wenn nicht vor dem Tode, so doch sicher kurz nach diesem errichtet worden ist, so darf man mit Recht schließen, „daß um Christi Geburt an der Stelle des heutigen Trier sich schon eine größere

---

[1]) Die Bemerkung: „Für die Annahme, daß schon in vorrömischer Zeit an Stelle des heutigen Trier eine Niederlassung bestanden, geben keinerlei Funde einen Anhalt“ (F. Hettner, Picks Monatsschrift für die Geschichte Westdeutschlands, VI, 1880, S. 340) hat nach mündlicher Mitteilung von Prof. Hettner (August 1902) auch heute noch volle Gültigkeit.

[2]) Der kürzlich von Willems: Die Stadt Trier zu römischer Zeit (Trierisches Archiv, VI, 1902) gemachte Versuch, das keltische Alter der Stadt nachzuweisen, bringt nichts Neues und braucht daher hier nicht weiter erörtert zu werden.

[3]) De chorographia, III, 2 (20).

[4]) IV, 62 u. 72.

[5]) Neuerdings ist ein Versuch unternommen worden, im Gegensatz zu Mommsen die Richtigkeit der früheren Annahme nachzuweisen; mit welchem Recht, bleibe dahingestellt. Marx, Ueber die Grösse der Stadt Trier im 1. christl. Jahrhundert (Trierisches Archiv, V, 1900).

römische Niederlassung befunden hat“ [1]). Dieser Schluß wird weiterhin dadurch bestätigt, daß das Gräberfeld im Norden der Porta nigra, wie die Ausgrabungen zeigen, „bereits in der allerersten Zeit des 1. Jahrhunderts n. Chr.“ benutzt worden ist und ein gleiches sich auch für das Gräberfeld im Süden der Stadt annehmen läßt [2]). Man wird also annehmen dürfen, daß die Stadt als solche von Augustus — vielleicht in den Jahren 27 oder 16—13, als er persönlich in Gallien weilte, um die Verwaltung zu organisieren — angelegt worden ist und von ihm den Namen Augusta empfing, daß sie also eine künstliche Gründung auf einem vorher von Kelten noch nicht besiedelten Boden ist. Die Rechte einer Kolonie hat sie wahrscheinlich erst durch Claudius erhalten.

Als solche war sie, wie man aus Tacitus schließen kann, mit Mauern umgeben [3]), aber gleichwohl in den beiden ersten Jahrhunderten keine Stadt von hervorragender Bedeutung. Als Augustus dem von Cäsar unterworfenen Gallien eine politische Organisation gab, war das Gebiet der Treverer dem nördlichen und größten der drei Verwaltungssprengel, der Provincia Belgica, zugeteilt worden. Ueber das Stammesgebiet, das ihr den Namen gab, weit hinausgreifend, erstreckte sie sich von der Nordsee bis zum Genfer- und Bodensee, im Westen durch Seine und Saone, im Osten durch den Rhein begrenzt, und bildete mit der Aquitania und Lugdunensis zusammen eine administrative Einheit, die „tres Galliae“, deren Verwaltungszentrum Lyon (Lugdunum) war, das auch „durch die ersten drei Jahrhunderte der Kaiserzeit das römische Zentrum des Keltenlandes geblieben ist“ [4]). Als später Tiberius das große Kommando über ganz Gallien und Germanien aufhob, wurde jedes der drei Gallien eine besondere Provinz, von Belgica aber wurden außerdem im Osten Germania superior mit Mainz und Germania inferior mit Köln als Hauptquartier eines konsularischen Legaten abgetrennt. Hauptstadt von Belgica blieb nach wie vor Durocortorum Remorum, das heutige Reims. Die Grenze zwischen der belgischen Provinz und den beiden Germanien fiel im Gebiet der Treverer ungefähr mit der Nord- und Ostgrenze des heutigen Regierungsbezirkes Trier zusammen, so daß das hier behandelte Gebiet einen Teil der Provincia Belgica bildete. Es ist nicht unwesentlich, diesen Umstand besonders zu betonen, denn zwischen ihr und den beiden Germanien bestand, wie F. Hettner nachgewiesen hat [5]), ein durchgreifender Unterschied der Kultur. Die starke militärische Besetzung der Rheingrenze — anfänglich 80—90 000 Mann — bewirkte eine völlige Romanisierung der beiden Germanien, während in Belgica, wo nur ganz unbedeutende Truppenmassen standen und auch der Zuzug von Beamten, Kaufleuten und Kolonen nur schwach war, sich eine Kultur entwickelte, die zwar äußerlich durch römische Ele-

---

[1]) F. Hettner, Die römischen Steindenkmäler des Provinzialmuseums zu Trier. Trier 1893, Nr. 1.

[2]) Lehner, Die römische Stadtbefestigung von Trier (Westd. Ztschr. XV, 1896, S. 253 ff.).

[3]) Hist. IV, 62.

[4]) Mommsen, Römische Geschichte, V (1885), S. 81.

[5]) Zur Kultur von Germanien und Belgica (Westd. Ztschr. II, S. 1—26).

mente beeinflußt, ihrem Kern nach aber durchaus national war. Das heute offenbar umgekehrte Verhältnis ist nur eine Folge der nachrömischen Entwicklung. Denn während am Rhein die römische Kultur durch die Völkerwanderung gleichsam hinweggespült wurde, stand die belgische Provinz auch nach dem Sturze des römischen Imperiums noch in engen Beziehungen zu dem völlig romanisierten mittleren und südlichen Gallien.

Friedlich und segensreich war die Entwicklung, die in den ersten Jahrhunderten der Römerherrschaft das Land genoß [1]). Auch als unter der Regierung des Gallienus (253—268) der Limes und mit ihm das ganze rechtsrheinische Germanien den Römern verloren ging, blieb das alte Treverergebiet von den Kriegsunruhen im allgemeinen noch verschont. Ja seine Hauptstadt erhob sich für etwa 100 Jahre zu ungeahntem Glanz, indem sie als Kaiser- und Hauptstadt des römischen Weltreiches sich zu einer Blüte entwickelte, die sie später nie mehr wieder erreicht hat. Rein politische Maßnahmen gaben den ersten Anstoß zu dieser Entwicklung, die im letzten Grunde natürlich durch die geographische Lage bedingt war. Unter der für das römische Imperium so bedeutsamen Regierung Diokletians (284—305) war eine Aenderung in der Organisation der Provinzen eingetreten. Ihre Zahl war vermehrt, die einzelnen Provinzen aber dafür verkleinert worden. So wurde die alte Provincia Belgica mit den schon früher abgezweigten beiden Germanien in Belgica prima, Belgica secunda, Germania prima, Germania secunda und die Provincia maxima Sequanorum geteilt. Zu Belgica prima gehörten die civitates Treverorum, Mediomatricum, Leucorum, Verodunensium. Ihre gemeinsame Hauptstadt wurde Trier, das schon um die Mitte des Jahrhunderts zur Zeit der 30 Tyrannen von dem Gegenkaiser Postumus (259—268) zur Residenz erhoben worden war. Gleichzeitig führte Diokletian jene Teilung der Gewalten durch, die die Macht der Staatsgewalt auf das ganze Reich zu gründen suchte und an die Spitze zwei Augusti und zwei Cäsaren stellte. Von diesen schlug zuerst der zum Mitregenten ernannte Maximian seit 286 zeitweilig seine Residenz in Trier auf, dem im Jahre 293 der für Britannien, Gallien und Spanien ernannte Cäsar Konstantius folgte. Während des 4. Jahrhunderts wurden oftmals die Geschicke des ganzen römischen Westreiches von Trier aus geleitet [2]), und diese Zeit ist zweifellos die Glanzepoche der ganzen trierischen Geschichte. Damals entstanden jene Prachtbauten, deren Reste noch heute mit Recht bewundert werden, der Kaiserpalast, die Basilika, die Thermen, und alle Funde bedeutenderer Art weisen auf diese Periode der späteren Kaiserzeit.

Aber schon das 5. Jahrhundert sollte kaum mehr etwas von jenem Glanz erleben. Gleich zu Anfang desselben mußte der Sitz des praefectus praetorio, des obersten Zivilbeamten in Gallien, von Trier zuerst

---

[1]) Sie findet eine reiche und wertvolle Illustration durch die lebensvollen Skulpturen der in Neumagen gefundenen und im Provinzialmuseum zu Trier aufgestellten Grabdenkmäler. Vgl. Rhein. Museum für Philol. XXXVI, S. 436 ff.

[2]) Vgl. Görres, Welche römischen Imperatoren haben längere oder kürzere Zeit zu Trier residiert? (Picks Monatsschrift, III, 1877, S. 217—230).

nach Autun und dann nach Arles verlegt werden, da nunmehr auch Belgica durch die mit unwiderstehlicher Gewalt immer von neuem einsetzenden Angriffe der Germanen aufs schwerste bedroht wurde. Kurz hintereinander hatte Trier nicht weniger als vier Eroberungen durchzumachen, von denen die letzte die Stadt fast vollständig vernichtete [1]). Dann trat eine längere Zeit der Ruhe ein, bis ums Jahr 470 die Stadt den Römern endgültig verloren und in den dauernden Besitz der Franken überging.

Wie die anderen fränkischen Teilstaaten, so ging auch das Moselgebiet mit Trier in der von Chlodwig begründeten gallischen Großmacht des merovingischen Frankenreichs auf und bildete nach Chlodwigs Tode einen Teil von Austrasien. Als im Vertrag von Verdun das Reich Karls des Großen, dessen Vater 751 das Erbe der abgesetzten Merovinger angetreten hatte, geteilt wurde, kam das trierische Land zum Reiche Lothars, das in schmalem Streifen vom Mittelmeer zur Nordsee sich erstreckte, im Osten durch Alpen und Rhein, im Westen durch Rhone, Saone, obere Maas und Schelde begrenzt. Weder geographisch noch ethnographisch war diese Begrenzung motiviert, und so kann es nicht wundernehmen, wenn sie bald wieder beseitigt wurde. 27 Jahre später wurde in dem Vertrag von Mersen (870) der nördliche Teil jenes Gebietes, das nach dem Sohne Lothars I. benannte Lothari regnum, ungefähr so geteilt, daß die deutsch sprechenden östlichen Teile an das ostfränkische Reich unter Ludwig dem Deutschen kamen, während Karl der Kahle den Westen erhielt. Damit war eine zweckentsprechende Begrenzung gefunden, aber dennoch war der Vertrag „nur ein augenblickliches Abkommen, in welchem jede von beiden Parteien gerade so viel erhielt, als sie der anderen abzuringen vermochte“ [2]). Eine endgültige Regelung der Grenzfrage bedeutet er nicht. Für das hier in Frage stehende Gebiet aber ist er insofern von Bedeutung, als die durch ihn begründete Verbindung des unteren Moselgebietes mit dem deutschen Reichsverband im weiteren Verlauf der geschichtlichen Entwicklung nicht mehr gestört wurde. Zunächst dem Verbande des neu sich bildenden Herzogtums Lothringen angehörend, wurde das hier betrachtete Gebiet mit der Ausbildung der Landeshoheit ein wesentlicher Bestandteil des Erzbistums Trier, dessen territoriale Entwicklung sich bezeichnenderweise dem Laufe der Mosel anschloß. Als sie abgeschlossen war, griff nur an wenigen Stellen fremdes Gebiet in das im ganzen gut arrondierte Kurfürstentum ein, und nur bei Trarbach umfaßte ein anderes Territorium, von Süden her sich vorschiebend, beide Ufer der Mosel.

Eine eigentümliche staatliche Bildung innerhalb des Kurfürstentums war die Enklave des sogen. Kröver Reichs. Ursprünglich ein Allodium der Karolinger, fiel es nach deren Aussterben an das Reich und wurde als dessen Domäne zunächst von den Pfalzgrafen von Aachen

---

[1]) Salvian, De gubern. Dei 6, 89: Quia te tria excidia non correxerant, quarto perire meruisti.

[2]) Dümmler, Geschichte des ostfränkischen Reiches, II, S. 300 (2. Aufl.).

verwaltet. Zu seinem Besitz gehörten außer Kröv die Orte Erden, Kinheim, Kövenich, Reil, Bengel und Kinderbeuren — die ersteren an der Mosel, die beiden letzteren im Alfthal — sowie verschiedene Höfe. 1274 verpfändete Rudolf I. das Reichsgut an die Grafen von Sponheim, nach deren Aussterben es an die Grafen von Pfalz-Zweibrücken und Baden kam. Doch wurde der Besitz, der im Verein mit den anderen sponheimischen Besitzungen den Zusammenhang des Trierer Kurfürstentums längs der Mosel unterbrach, dauernd von den Erzbischöfen bestritten, die zunächst die Vogtei im Kröver Reich an sich brachten und später auch landesherrliche Rechte beanspruchten. Nachdem ein Prozeß beim Reichskammergericht, wie so oft, keine Entscheidung gebracht, kam endlich 1784 ein Vergleich zu stande, durch den von allen Rechten und Gerechtsamen Trier ein Drittel, Pfalz-Zweibrücken zwei Drittel erhielt[1]). Von anderen Orten des hier behandelten Gebietes, die von Kur-Trier unabhängig waren, sind noch Dörbach zu nennen, das zu Luxemburg gehörte, Dreis, eine reichsunmittelbare Herrschaft, aber schon früh im Besitz der Abtei Echternach, und Zeltingen-Rachtig, die, an der Mosel gelegen, ein Amt des Kölner Erzbistums bildeten.

Von größerem Umfang und größerer Bedeutung als diese waren die Sponheimer und Veldenzer Besitzungen. Das an der Mosel gelegene Oberamt Trarbach gehörte mit den Orten Wolf, Trarbach, Traben, Litzig, Enkirch, alle an der Mosel, zu der sogen. hinteren Grafschaft, die nach mannigfachen Teilungen der sponheimischen Lande an Pfalz-Zweibrücken kam. Weiter oberhalb von Trarbach berührte als Enklave des Trierer Gebietes die Grafschaft Veldenz die Mosel, deren Gebiet im wesentlichen das diluviale Moselthal bei Mülheim umschloß. Wo der Veldenzer Bach in dieses eintritt, schauen noch heute die Ruinen des Stammschlosses von hohem Felsen herab. Die Orte Dusemond, Mülheim, Burgen, Veldenz und Andel bildeten das alte Oberamt Veldenz, kamen nach dem Aussterben des Grafengeschlechtes an die Herren von Geroldseck und später an Kurpfalz.

Die Ausdehnung der beiden letztgenannten Territorien läßt sich auch heute noch genau verfolgen, wenn man die Verteilung der Konfessionen ins Auge faßt. Da die Pfälzer sich der Reformation anschlossen, so wurde sie natürlich auch in ihren Ländern eingeführt, und in den Oberämtern Trarbach und Veldenz sicherlich mit besonderem Nachdruck wegen des territorialen Gegensatzes zu den angrenzenden kurtrierischen Landen. So läßt sich hier dieselbe Erscheinung beobachten, wie sie von Sievers für Südwestdeutschland nachgewiesen ist, daß nämlich die oben genannten, früher zu Kurpfalz und Pfalz-Zweibrücken gehörigen Orte noch heute durch eine überwiegend protestantische Bevölkerung ausgezeichnet sind. Der von Pfalzgraf Wolfgang gemachte Versuch, auch im Kröver Reich die Reformation einzuführen, wurde von Trier aus mit Waffengewalt verhindert[2]), und so haben die zu Kröv gehörigen Orte wie das ganze übrige hier in Betracht kom-

[1]) Baersch, Beschreibung des Regierungsbezirkes Trier, Bd. I, S. 53.
[2]) Dronke, Die Eifel, S. 268.

mende Gebiet entsprechend der alten territorialen Zugehörigkeit eine rein katholische Bevölkerung. Nur in Schweich, Wittlich, Neumagen und Bernkastel zeigt das Gemeindelexikon einen Prozentsatz von Protestanten, der zwar sehr klein ist, aber innerhalb des rein katholischen Gebietes nicht übersehen werden darf. Es wird sich zeigen, daß er in diesen Fällen nicht historisch, sondern geographisch erklärt werden muß. Dasselbe gilt von Trier, wo die protestantische Bevölkerung nach der Volkszählung von 1895 etwa den siebenten Teil der Gesamtbevölkerung ausmachte.

VI. Verlauf und Formen der Besiedlung.

Nachdem der vorige Abschnitt mit knappen Strichen die Grundzüge der allgemeinen Geschichte entworfen hat, soweit sie für die vorliegende Untersuchung Interesse bieten — und dieser Gesichtspunkt muß natürlich in allen Kapiteln maßgebend sein —, soll sich nunmehr eine kurze Darstellung der Besiedlungsgeschichte anschließen. Wenn dabei die Bemühungen nicht berücksichtigt werden, die man angestellt hat, um das Dunkel der prähistorischen Vergangenheit aufzuhellen, so sollen damit Bedeutung und Erfolg dieser Arbeiten nicht etwa in Zweifel gezogen werden. Gerade in den letzten Jahren haben sich neue, ungeahnte Perspektiven eröffnet. Aber was die Forschung an linguistischem und historisch-anthropologischem Material bisher zu Tage gefördert hat, ist noch so wenig abgeschlossen und so lückenhaft, daß es bei Untersuchungen, die nur ein beschränktes Gebiet umfassen, als Basis nicht verwertet werden kann. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß weitere Funde und vorsichtige Benutzung ältester Sprachreste auch für das Mosel- und Eifelgebiet über die Zeit vor der geschichtlichen Ueberlieferung helleres Licht zu verbreiten vermögen und damit auch der anthropogeographischen Forschung, deren Resultate ja mit der Einfachheit der Verhältnisse an Sicherheit gewinnen, ein neues und dankbares Feld eröffnen. Vorläufig ist, wenn man sich nicht in Hypothesen verirren will, die Beschränkung auf die historische Entwicklung geboten.

Als grundlegende und ausführlichste Quelle haben auch hier wieder Cäsars Kommentarien zu gelten. Zwar geben sie an keiner Stelle einen zusammenhängenden Bericht, aber aus zahlreichen zerstreuten Angaben läßt sich doch ein in den Hauptzügen anschauliches Bild gewinnen. Sein charakteristisches Gepräge erhält es dadurch, daß nicht ein bestimmter Siedlungstypus unbedingt dominiert, sondern die beiden Grundtypen der Einzel- und Gruppensiedlung nebeneinander bestehen. Wenn Cäsar berichtet, daß die Biturigen, die Bewohner des heutigen Berry, mehr als 20 Städte (urbes) haben [1]) und die Helvetier etwa 12 Städte und gegen 400 Dörfer [2]), so geht daraus deutlich hervor, daß die Kelten dem Zusammensiedeln nicht abgeneigt sind. Gleichzeitig aber muß betont werden, daß neben den Dörfern fast regelmäßig Einzelhöfe genannt

---

[1]) B. G. VII, 15, 1.
[2]) B. G. I, 5, 2.

werden, so daß „vici atque aedificia“ geradezu ein stehender Terminus ist [1]). Schon diese Thatsache erlaubt den Schluß, daß neben den Gruppensiedlungen die Einzelsiedlung eine wesentliche Rolle spielt. Cäsar selbst bestätigt ihn durch eine Bemerkung, die er gelegentlich der Flucht des Ambiorix macht. Von dem Gehöft, in dem der Eburonenkönig eine Zeitlang sich verborgen hält, heißt es: aedificio circumdato silva, ut sunt fere domicilia Gallorum, qui vitandi aestus causa plerumque silvarum ac fluminum petunt propinquitates [2]). Mag der von Cäsar angeführte Grund Berechtigung haben oder nicht, so viel geht aus dieser Stelle und dem ganzen Zusammenhang hervor, daß jenes aedificium als Einzelsiedlung im Walde liegt und diese Art der Niederlassung bei den Galliern gewöhnlich (fere) ist. Hiermit steht es durchaus im Einklang, wenn an einer anderen Stelle von den rara disiectaque aedificia der Bellovaker die Rede ist [3]), womit der Typus der Einzelsiedlung schlagend bezeichnet wird. Dennoch aber darf man sich durch diese Stellen nicht verleiten lassen, denselben als herrschend und allein charakteristisch für keltische Niederlassung anzusehen. Denn Cäsar selbst liefert ja den klaren Beweis, daß die Kelten auch Gruppensiedlungen kennen, Dörfer sowohl wie Städte. Die letzteren sind entweder offen oder befestigt, und die gallische Befestigungskunst war so hoch entwickelt, daß sie selbst die Anerkennung des römischen Feldherrn fand [4]). So bieten also die keltischen Siedlungsverhältnisse ein mannigfaltiges Bild, indem Höfe und Dörfer, offene Städte und befestigte Plätze nebeneinander vertreten sind [5]). Ueber die Art der Anlage dieser Siedlungen fehlt jede Nachricht [6]). Ueber die Art ihrer Verteilung wird nur gesagt, daß Einzelsiedlungen sehr häufig sind. Aber sicher wird man mit Recht annehmen dürfen, daß die Verbreitung der einzelnen Formen durch geographische und wirtschaftliche Faktoren bedingt war. Oder woher kommt es sonst, daß im Gebiet der Arduenna auch nicht ein befestigter Platz erwähnt wird, hinter dessen Mauern die Bewohner im Kriege Zuflucht suchen? Wollen die Nervier und Eburonen, deren Gebiet den West-, bezw. Nordrand dieses Gebirges mit umfaßt, einer Schlacht aus dem Wege gehen, so ziehen sie sich in die Wälder und

---

[1]) B. G. I, 5, 2; II, 7, 3; III, 29, 3; IV, 4, 2; VI, 6, 1; 43, 1; VII, 14, 5.
[2]) B. G. VI, 30, 3.
[3]) B. G. VIII, 10, 3.
[4]) B. G. VII, 23.
[5]) Neben anderen z. T. schon genannten Stellen vgl. vor allem B. G. VII, 14, 5 u. 9, wo die erwähnten Siedlungsformen deutlich unterschieden werden. — Auch Meitzen kommt in „Siedelung und Agrarwesen der Westgermanen und Ostgermanen“, Bd. I, S. 225, zu dem Schluß, daß die Einzelhöfe „in verhältnismäßig großer Anzahl neben den Weilern und Städten über das Land zerstreut liegen“, während seine Darstellung an anderen Stellen leicht den Eindruck erweckt, als betrachte er die Einzelsiedlung als die einzige keltische Siedlungsform.
[6]) Einen gewissen Einblick gestatten die Ausgrabungen im Koblenzer Stadtwald, nach denen der dort gefundene Vicus, der vom Beginn der La Tène-Zeit bis zum Ende der Römerherrschaft bewohnt war, sich darstellt „als eine Anhäufung von Einzelgehöften, in denen jeder Eigentümer sich durch Mauer und Zaun von der übrigen Welt abzusondern sucht“. Vgl. Bodewig, Westd. Ztschr. XIX, 1900, S. 1—67. Doch wird man weitere Untersuchungen, namentlich der Holzbauten, abwarten müssen, ehe sich ein gesichertes Bild der ganzen Anlage gewinnen läßt.

die ausgedehnten Moore zurück, und hier findet auch ihre ganze Habe bei Beginn des Kampfes Schutz und Sicherheit. Nicht einmal wird die Entscheidung des Kampfes durch die Belagerung und Eroberung einer Festung herbeigeführt. Solche Kunstbauten sind überflüssig in einem Lande, dessen natürliche Beschaffenheit hinreichenden Schutz gewährt. Das gilt nicht nur für das wald- und moorreiche Gebirgsland der Ardennen, sondern auch für die unter gleichen Bedingungen stehenden Ebenen des belgischen Tieflandes, wo die Bellovaker, Moriner und Menapier hausen. Hiermit steht es natürlich im engsten Zusammenhang, wenn für dieselben Gebiete größere Niederlassungen kaum oder gar nicht genannt werden. Man wird nicht den Zufall oder die mangelnde Aufgeschlossenheit des Landes dafür verantwortlich machen können, denn die römischen Legionen haben jene Gegenden oft genug heimgesucht, man wird auch nicht in dem nationalen Element, der Abstammung der meisten Belgen von den Germanen, die, wie man aus Tacitus gefolgert hat, zusammenhängende Wohnsitze nicht lieben, den Grund suchen dürfen, sonst könnten nicht die Aduatuker, die als Nachkommen der Kimbern und Teutonen am meisten germanisches Blut haben mußten, oppida und castella und eine durch Natur und Kunst vortrefflich befestigte Stadt besitzen [1]): der wahre Grund kann einzig in der Natur des Landes liegen, denn das nördliche Gallien war zum größten Teil von Wäldern und Sümpfen bedeckt, und die dadurch bedingte Einschränkung des artbaren Bodens konnte größere Niederlassungen nur an ganz besonders günstigen Stellen aufkommen lassen. Ein wirtschaftlicher Faktor spielte daneben eine Rolle, der aber seinerseits wieder durch die geographischen Verhältnisse bedingt war. In einem Lande mit solch ausgedehnten Wäldern mußte der Ackerbau naturgemäß zurücktreten, dagegen war eine wirtschaftliche Ausnutzung des Bodens durch Viehzucht sehr wohl möglich. Diese überwog denn auch namentlich im Norden von Gallien, während sie im allgemeinen schon bei den Kelten in höherem Ansehen stand als der Ackerbau. Auch er wurde wohl betrieben, aber er war nicht geachtet [2]). Viehzucht allein aber vermag keine größeren zusammenhängenden Siedlungen zu erzeugen, und diese werden daher auch spärlich sein, wo jene überwiegt. Auch in römischer Zeit blieb die Viehzucht in diesen Gegenden bevorzugt. Sie wurde sogar noch weiter ausgedehnt, indem man auch die Schafzucht einführte. „Ungeheure Herden von Schweinen und Schafen weideten auf belgischem Boden, die einen lieferten Schinken, die selbst in Rom als Leckerbissen verkauft wurden, die anderen die Wolle für die großen einheimischen Tuchfabriken“ [3]). Daneben gewann aber auch der Ackerbau unter der Römerherrschaft größere Ausdehnung, der natürlich auch in diesen nördlichen Waldgebieten nie ganz gefehlt hat. — Im großen und ganzen wird man nach dem Gesagten als den vorherrschenden Typus der Niederlassungen im nördlichen Gallien zur

---

[1]) B. G. II, 29.

[2]) Vgl. Mommsen, Römische Geschichte, III, S. 228 ff. (8. Aufl.).

[3]) F. Hettner, Westd. Ztschr. II, S. 22. Vgl. dazu Strabo, p. 197, IV, 4, 3.

Zeit, als die Römer sich hier niederließen, die Einzelsiedlung ansehen dürfen. Daß neben ihr auch schon Gruppensiedlungen vorhanden waren, ist nicht ausgeschlossen. Doch werden sie im allgemeinen auf solche Stellen beschränkt gewesen sein, wo durch Klima und Boden Ackerbau und damit eine gewisse Konzentration von Menschen ermöglicht wurde.

Natürlich müssen diese Folgerungen auch für das Gebiet der Treverer, das ja mitten in der Arduenna lag, Geltung haben. Aber man muß sich stets bewußt bleiben, daß es sich dabei nicht um unbedingt sichere Schlüsse handeln kann, da für solche das vorhandene Quellenmaterial nicht ausreicht. Cäsar, der selbst wenigstens zweimal im Lande weilte und dessen Heer oft genug Berührung mit den Treverern gehabt hat, erwähnt keine einzige größere Niederlassung. Wenn man aber daraus auch mit einem gewissen Recht vielleicht auf das Fehlen einer Hauptstadt schließen darf, die sonst in den erwähnten Kämpfen doch wohl eine Rolle gespielt hätte, wie sie es später zur Zeit des Bataverkrieges that, so würde der weitere Schluß auf das Fehlen aller Gruppensiedlungen gewiß zu weit gehen. Denn wie Cäsar die Mosel nicht nennt, so können auch bei den günstigen Bedingungen in ihrem Thal schon Dörfer bestanden haben, die ebenfalls keine Erwähnung fanden. Jedenfalls war hier und vielleicht noch in der Wittlicher Senke am ehesten die Möglichkeit für die Entwicklung größerer Niederlassungen innerhalb des Treverergebietes gegeben. Das ist wohl das einzige, was sich über den Charakter der keltischen Besiedlung in dem Gebiet der vorliegenden Untersuchung sagen läßt. Einzelsiedlungen werden ziemlich sicher vorhanden gewesen sein. Ob aber und in welchem Umfang neben ihnen auch größere Niederlassungen bestanden, läßt sich, bevor nähere Anhaltspunkte gefunden werden, mit Sicherheit nicht entscheiden.

Was man noch heute wirklich feststellen kann, ist lediglich die Ausdehnung, die die Besiedlung des Landes bis zu der Einwanderung der Germanen erreicht hat. Auch sie läßt sich nur in großen Zügen verfolgen. Wie sie sich im einzelnen gestaltete, entzieht sich der exakten Forschung. Das Mittel für jene Feststellung sind natürlich die Ortsnamen. Sie zeigen noch heute, wo keltische Siedlungen bestanden haben. Ob sie aber als Einzelhöfe gegründet oder als Dörfer angelegt, ob sie schon vor der Ankunft der Römer oder erst später entstanden sind, das zu entscheiden, fehlt jeder Anhalt. Die Geschichte der Besiedlung muß sich daher mit der Feststellung begnügen, daß die keltischen Ortsnamen vor der dauernden Niederlassung der Germanen, also vor dem 5. Jahrhundert entstanden sind — denn auch nach der Begründung der Römerherrschaft konnten sie noch entstehen, da ja das Keltische noch lange Volkssprache blieb —, daß sie demnach charakteristisch sind für die ältesten Ansiedlungen und im wesentlichen der ersten der drei Perioden entsprechen, die Arnold zuerst für die Besiedlung Hessens unterschied, die aber bekanntlich allgemeinere Geltung haben [1]). Den keltischen Ursprung der Ortsnamen nachzuweisen, be-

---

[1]) Ansiedelungen und Wanderungen deutscher Stämme. Marburg 1875.

gegnet allerdings manchen Schwierigkeiten. Denn einmal ist trotz zahlreicher und zum Teil wertvoller Vorarbeiten der ganze Schatz noch lange nicht erschöpft, und andrerseits gehen wieder manche Arbeiten in dem Bestreben, überall keltische Spuren zu suchen, entschieden zu weit. Vor allem aber — und darin liegt zugleich eine Erklärung der vorgenannten Gründe — hat man es hier mit einem Gebiet uralter Geschichte zu thun, in dem die verschiedensten Kulturschichten einander überlagern und durchsetzen. Der Boden ist geradezu imprägniert mit den Spuren keltischen, römischen und germanischen Lebens und der daraus entsprungenen Mischkulturen. Diese Thatsache muß natürlich ihren Einfluß auch in der Entwicklung der Ortsnamen geltend machen, und so sind hybride Bildungen und Umformungen auf diesem Boden keine Seltenheit. Es genügt daher nicht, nur die heutige Form der Ortsnamen in Betracht zu ziehen, sondern man muß ihre Entwicklung an der Hand der Urkundenbücher verfolgen. Ist das letztere nicht möglich, so ist die Entscheidung oft sehr schwierig, ja manchmal unmöglich. Immerhin aber sind trotz mancher Unklarheiten im einzelnen die Resultate so weit gesichert, daß sich wenigstens die großen Züge der Verbreitung erkennen lassen. Hier sind, soweit die vorkommenden Namen behandelt werden, die Untersuchungen von Cramer verwertet [1]), aber ohne die Trennung der ligurischen Namen, die bei den vorläufig noch wenig gesicherten Resultaten für den vorliegenden Zweck belanglos ist.

Die Verteilung der keltischen Ortsnamen ergibt nun, wenn man das ganze Treverergebiet überschaut, das Bild, das man erwarten durfte. Sie erscheinen in größter Dichtigkeit in dem Thal der Mosel, ziehen sich in den unteren Thälern der Nebenflüsse hinauf, um weiter nach oben immer spärlicher zu werden, und bringen auf diese Weise die Bedeutung des Flusses als Brennpunkt alles kulturellen Lebens innerhalb des Gebirgslandes klar und deutlich zum Ausdruck. Dieses bedeutende Uebergewicht des Moselthals bleibt auch bestehen, wenn man das enger umgrenzte Gebiet vorliegender Untersuchung näher ins Auge faßt. Von allen in dieses Gebiet fallenden keltischen Ortsnamen gehören nicht weniger als 75 % dem Thal der Mosel an, wobei die Namen, deren Zugehörigkeit nicht sicher feststeht, außer Betracht gelassen sind. Die übrigen gruppieren sich so, daß sie in den Thalbildungen und am Fuße der Moselberge zahlreicher sind als in der Wittlicher Senke. Ihre Verteilung zeigt also deutlich, wie das Thal der Mosel die Siedlungen anzog. Ein anderes, nicht minder wichtiges Ergebnis ist dies, daß die Summe aller keltischen Ortsnamen innerhalb des oben umgrenzten Gebietes rund zwei Drittel (65 %) der Gesamtzahl aller Ortsnamen in dem gleichen Raum beträgt, eine Thatsache, die gar nicht zu verstehen ist, wenn man die Treverer für Germanen hält. Dieser Prozentsatz steigert sich noch, und zwar auf 78 %, wenn man die verhältnismäßig wenigen römischen Ortsnamen den keltischen hinzufügt. Zwar ist ihr römischer Ursprung nicht immer ganz zweifellos. Denn die eigenartige Misch-

[1]) Rheinische Ortsnamen aus vorrömischer und römischer Zeit. Düsseldorf 1901.

kultur, die sich in den ersten Jahrhunderten durch die Verbindung keltischen und römischen Wesens entwickelte, hat natürlich auch in den Ortsnamen ihre Blüten getrieben. Sicher aber sind die betreffenden Namen keine deutschen Bildungen. Man wird sie daher der Mehrzahl nach der ersten Periode der Besiedlung zuzurechnen haben, die durch das Eindringen der Germanen beendigt wurde. Lamprecht meint zwar, die meisten Orte mit römischem Namen seien erst im 6.—8. Jahrhundert, einige noch später entstanden, weil das Latein, in dem sie gebildet seien, zum großen Teil auf diese späteren Zeiten weise[1]). Aber wenn sich dieser Bemerkung eine gewisse Berechtigung auch nicht absprechen läßt, so kann sie, da eine sichere Unterscheidung zwischen lateinischen und keltischen Ortsnamen in vielen Fällen überhaupt nicht möglich ist, doch nur in dem Umfange Geltung haben, als sich echte mittellateinische Formen wirklich als Grundlage nachweisen lassen. In allen anderen Fällen wird man die Entstehung der betreffenden Orte daher mit Recht in jene erste Epoche setzen dürfen. Ihre auf das Moselthal beschränkte Verbreitung macht es außerdem wahrscheinlich, daß sie ihre Entstehung in den meisten Fällen der Einführung und Ausbreitung des Weinbaues durch die Römer zu verdanken haben. Daß im allgemeinen die lateinischen Namen an Zahl hinter den keltischen und deutschen zurücktreten, hat darin seinen Grund, daß die römische Besiedlung, wie Lamprecht mit guten Gründen wahrscheinlich macht, hauptsächlich in der Form der Großgrundwirtschaft auf die Anlage von Rottkulturen längs der Heerstraßen des Hochlandes ausging, die aber seit dem Eindringen der Germanen wieder verfielen und oft für immer unter dem neu aufsprießenden Wald verschwanden[2]). — Faßt man die gewonnenen Resultate noch einmal kurz zusammen, so ergiebt sich zunächst die Aufstellung einer ersten Siedlungsperiode, die man nach ihren Ortsnamen und ihrer Kultur am besten wohl als die kelto-römische bezeichnet. In ihren Anfängen nicht genauer bestimmbar, aber dem Beginn der historischen Zeit sicher vorangehend, erreicht sie ihr Ende mit dem Ausgang des 4. Jahrhunderts, als die Germanen dauernd festen Fuß zu fassen beginnen. In welchen Formen und in welcher Reihenfolge die Siedlungen entstanden, läßt sich heute nicht mehr feststellen. Wohl aber kann man mit Hilfe der Ortsnamen den Umfang der Besiedlung bestimmen. Hier zeigt sich nun das bemerkenswerte Resultat, daß der größere Teil aller heutigen Niederlassungen, nämlich rund drei Viertel, in jener kelto-römischen Periode, also vor der Ankunft der Germanen schon begründet war. Doch hat dies Ergebnis, wie betont werden muß, Gültigkeit nur innerhalb des hier betrachteten Gebietes, dessen hervorragende geographische Begünstigung die natürliche Bedingung für diese auffallende Entwicklung war. Denn auf den angrenzenden Plateaus liegen die Verhältnisse wesentlich anders. Ferner aber besitzt innerhalb jenes Gebietes wiederum der am reichsten ausgestattete Teil, nämlich das Moselthal, die dichteste Besiedlung, denn die römischen Ortsnamen finden sich alle nur hier und von den kelti-

[1]) Deutsches Wirtschaftsleben im Mittelalter, Bd. I, S. 150.
[2]) Deutsches Wirtschaftsleben, I, S. 142 ff.

schen gehören ihm etwa drei Viertel an. So zeigt also der Verlauf der ältesten Besiedlung in klarer Weise die innigen Beziehungen, die zwischen der Wohnung des Menschen und dem Boden bestehen, aus dem er seine Nahrung zieht: Die natürlichen Bedingungen des Landes bestimmen deutlich die Verteilung der Siedlungen.

Wie schoben sich nun die Germanen in dieses altbesiedelte Kulturland ein? Auch hier sind es wieder die Ortsnamen, die der Forschung als Mittel für die Beantwortung dieser Frage dienen. Aber wenn für die germanische Besiedlung die Vorarbeiten auch bedeutend umfassender sind als für die kelto-römische Periode, so giebt es doch auch hier noch manche offene Frage. Die Grundzüge der Entwicklung stehen allerdings fest. Ganz allgemein unterscheidet man zwei Perioden, „deren erste bis zum Schluß der Karolingerzeit, deren zweite bis zum Ende der Staufer reicht; man kann sie nach Arnolds Vorgang als die der Besiedlung und die des Ausbaus bezeichnen“ [1]). Das grundlegende Werk auf diesem Gebiet sind die schon genannten Ansiedlungen und Wanderungen von Arnold. Aber an die Stelle der Begeisterung, mit der sie anfänglich aufgenommen wurden, ist allmählich eine immer weitere Kreise ziehende Kritik getreten, die zwar das Verdienst jenes Buches nicht beeinträchtigen kann, wohl aber seine Ergebnisse in wesentlichen Punkten modifiziert, namentlich in Bezug auf die Verwendung der Ortsnamenendungen für die Stammeszugehörigkeit der Ansiedler. Auch die hier interessierende fränkische Besiedlung des Moselgebietes kommt dabei in Betracht. Schon Lamprecht hatte 1882 in einer Studie über „Fränkische Wanderungen und Ansiedlungen vornehmlich im Rheinland“ manche Einschränkungen gegenüber Arnold gemacht und die hier gewonnenen Ergebnisse im wesentlichen auch in seinem 1886 erschienenen Deutschen Wirtschaftsleben verwertet, wo diese Fragen eine umfassende Bearbeitung erfuhren. Er war zu dem Resultat gekommen, daß die Endungen -heim und -ingen der ersten germanischen Besiedlung angehörten und weiterhin den Beweis für eine doppelte Besiedlung des Landes lieferten, einmal durch die Franken von Norden und Osten, andrerseits durch die Alemannen von Süden her. Dabei sah er -heim als spezifisch fränkisch, -ingen als spezifisch alemannisch an. Nach ihm ist man in der Kritik Arnolds noch weiter gegangen, und so hat Schiber mit einer Reihe triftiger Gründe den Nachweis zu führen gesucht, daß die Orte auf -ingen nicht nur den Alemannen eigen sind, sondern zunächst mit der Einwanderung deutscher Stämme in der Zeit des 4.—6. Jahrhunderts und den von größeren Verbänden auf genossenschaftlicher Grundlage angelegten Siedlungen zusammenhängen und daß sie ferner „alle oder fast alle als Teile einer einheitlichen Siedlung anzusehen sind, einer Siedlung, deren Ausgangspunkt im Nordosten des heutigen Lothringen gewesen sein muß, kurz einer fränkischen Niederlassung“ [2]). Schiber leugnet damit das Vordringen der Alemannen bis zur unteren Mosel, das doch andrerseits durch die ge-

[1]) Lamprecht, Deutsches Wirtschaftsleben, I, S. 147.

[2]) Die fränkischen und alemannischen Siedlungen in Gallien, besonders in Elsaß und Lothringen. Straßburg 1894.

schichtliche Ueberlieferung bestätigt zu werden scheint[1]). Es kann nicht die Aufgabe dieser Arbeit sein, in eine Untersuchung dieser schwierigen Fragen einzutreten, in denen die Forschung noch keinen Abschluß erreicht hat. Sie würden eine umfangreiche selbständige Bearbeitung erheischen, die für den vorliegenden Zweck von hohem Interesse wäre, jedoch insofern nicht unbedingt erforderlich ist, als für ihn weniger die Stammeszugehörigkeit der Gründer als die Zeit der Gründung in Betracht kommt. In diesem Punkt aber stimmen die Ergebnisse von Lamprecht und Schiber überein, indem beide die Endungen -heim und -ingen der Zeit der ersten Ansiedlung nach der Einwanderung zuteilen. Geht man ihrer Verbreitung innerhalb des bekannten Gebietes nach, so zeigt sich, daß sie äußerst spärlich vertreten sind und kaum den dritten Teil aller deutschen Namen ausmachen. Es sind die Orte Kinheim, Minheim, Trittenheim, Behlingen Berlingen, Lüxem und wahrscheinlich auch Sehlem, die hier in Betracht kommen[2]). Die drei ersten liegen im Thal der Mosel, die anderen in der Wittlicher Senke. Ihre geringe Zahl — selbst die römischen Namen sind zahlreicher — ist zweifellos eine auffallende Erscheinung, und es fragt sich, wie sie zu erklären ist. Daß die Zahl der neuen Ansiedler so unbedeutend war, ist ausgeschlossen, da die untere Mosel schon im frühen Mittelalter vollständig germanisiert war. Thatsache ist ferner, daß sie sich keineswegs in dem bisher unberührten Urwald niederließen, sondern gerade jene Gegenden bevorzugten, die schon Anbau und Kultur besaßen[3]). Es bleibt daher keine andere Erklärung, als daß sie abgesehen von den wenigen Neugründungen die schon vorhandenen Niederlassungen weiter ausbauten. Für die Richtigkeit dieser Auffassung spricht eine Reihe von Umbildungen ursprünglich keltischer Namen, die heute und teilweise schon während des Mittelalters mit deutscher Endung oder auch als echt deutsche Namen auftreten. Zwischen Schweich und Reil zeigen am Ufer der Mosel nicht weniger als sieben Ortsnamen diese Umwandlung, die natürlich nur dadurch zu erklären ist, daß in einer ursprünglich von Kelten angelegten und bewohnten Siedlung das deutsche Element allmählich die Oberhand gewann. Es sind die Namen Enkirch[4]), Kirsch[5]), Klüsserat[6]), Maring[7]), Mehring[8]), Mülheim[9]) und

[1]) Wenigstens zeigt eine kurze Notiz des Gregor von Tours die Alemannen im Kampf gegen die ripuarischen Franken bei Zülpich. Vgl. v. Schubert, Die Unterwerfung der Alemannen unter die Franken. Diss., Straßburg 1884, S. 147 u. 149 und Einleit. S. 14 ff.

[2]) Lüxem hat in der heutigen Form seinen deutschen Klang verloren. Aber noch im Anfang des 13. Jahrhunderts hieß es Lukesinge. Frühere Belege sind Lukesingia 1023, Luchesinga 1026, Lucchesingen 1125, Lukesinga 1182. Diese wie auch die später noch anzuführenden Belege sind dem Mrh. U.-B. entnommen und gegebenen Falls nach den Mrh. Reg. berichtigt und ergänzt. — Ob Sehlem hierher gehört, läßt sich urkundlich nicht erweisen, doch liegt es nahe, als ursprüngliche Form Seelheim anzunehmen.

[3]) Lamprecht, Deutsches Wirtschaftsleben, I, S. 157.

[4]) 690 Anchiriacus, 908 Ankaracha, 1052 Encrihc, 1135 Enchricha, 1144 Enkircha u. s. w.

[5]) 633 und öfter Cressiacum.

[6]) 844 Cluziradum, 893 Clutterche, 1193 Cluzerte u. s. w.

[7]) 1152 Maranch, 1218 Maranc u. s. w.

[8]) 752 Marningus, 893 Merrinche und Merrengke, 943 Marnemhic, 1103 Merniche, 1190 Merrike, 1209 Merinck, 1249 Mernke.

[9]) 1086 Molins, 1143 Molun, 1235 Molinem, 1245 Mulenheim.

Zeltingen [1]). Eine kurze Notiz der Mittelrheinischen Regesten darf hier nicht übergangen werden. In der Anmerkung zum Regest 76 (Bd. I) wird erwähnt, daß in einem historischen Fragment aus dem 11. Jahrhundert [2]) und in dem Echternacher Kodex von 1191 als Schenkung König Dagoberts (622—638) unter anderen echt keltischen Namen auch Miena aufgeführt werde, das identisch mit dem heutigen Minheim sei. Leider ist die Urkunde, die hier zu Grunde liegt, nicht mehr erhalten, so daß man die Richtigkeit der späteren Ueberlieferung nicht prüfen kann. Zieht man aber in Betracht, daß sich die Bestimmungsworte von Kinheim, Minheim und Trittenheim kaum aus dem Deutschen erklären lassen, so wird der Gedanke nahe gelegt, daß es sich auch hier um ursprünglich keltisches Sprachgut handle. Aehnliches gilt vielleicht auch von Behlingen und Berlingen [3]). Bei dem Fehlen der nötigen Vorarbeiten ist eine Entscheidung dieser interessanten Frage nicht möglich. Immerhin aber verleiht schon die geringe Zahl von Namen auf -heim und -ingen im Verein mit den urkundlich nachweisbaren Umbildungen der oben ausgesprochenen Annahme größte Wahrscheinlichkeit. Die germanische Besiedlung des alten Keltenlandes bestand demnach zunächst weniger in der Neugründung von Ortschaften als in dem Ausbau der schon bestehenden kelto-römischen Siedlungen, und diese Thatsache fand, wenn die keltische Namensform dem entgegenkam, auch Ausdruck in der Verdeutschung des Ortsnamens. Wie weit sich diese Untermischung des germanischen Elementes zunächst erstreckte und welche Orte sie zuerst ergriff, läßt sich heute nicht mehr feststellen. Nur eins ist Voraussetzung für diesen Vorgang, daß nämlich das Land in der kelto-römischen Periode noch nicht voll besiedelt worden war. Dazu stimmt sehr gut das Resultat der vorhergehenden Untersuchung, nach der Einzelsiedlungen vor dem Eindringen der Germanen ziemlich sicher in größerer Zahl vorhanden waren. Heute haben sie als Siedlungstypus in diesem ganzen Gebiet bekanntlich keine Bedeutung mehr. Die wenigen Höfe, die vorhanden sind, gehören ihrer Anlage nach der jüngsten Vergangenheit an und sind daher hier nicht weiter berücksichtigt. Herrschend ist heute an der Mosel und in der Wittlicher Senke der Typus der Gruppensiedlung und zwar in der Form des deutschen Haufendorfes.

Neben den Namen auf -heim und -ingen, die also für die erste Zeit der deutschen Besiedlung bezeichnend sind, bleibt noch ein Rest von deutschen Ortsnamen, der etwa 15 % aller zu dem Gebiet der Untersuchung gehörenden Ortsnamen ausmacht, wenn man wie oben die zweifelhaften nicht mit in Rechnung bringt. Es sind Namen verschiedenster Bildung, die teils dem Ende der zweiten, teils der dritten großen Siedlungsperiode angehören. Diese letztere ist charakterisiert durch den weiteren Ausbau des bisher noch nicht besiedelten Landes, der

[1]) 1157 Celtanc, 1168 Zeltanc u. s. w.

[2]) Abgedruckt in „Jahrbücher des Vereins von Altertumsfreunden im Rheinland", XLII, S. 122 ff.

[3]) Schiber sieht Berlingen als deutsch an. „Germanische Siedlungen in Lothringen und in England", Jahrbuch der Gesellsch. für lothring. Geschichte und Altertumskunde. XII, 1900, S. 167 u. 170.

durch die allmähliche Vermehrung der Bevölkerung bedingt war. Auch bisher unwegsame Gegenden wurden jetzt in Kultur genommen, eine Thatsache, die in Namen wie Hetzerat, Haardt, Salmrohr, Wengerohr deutlich zum Ausdruck kommt. Es kann daher nicht wundernehmen, wenn an der Mosel die Namen dieser Gruppe fast gänzlich fehlen und ihr eigentliches Verbreitungsgebiet die Wittlicher Senke ist. Was die Entstehungszeit dieser Namen angeht, so gilt von ihnen vornehmlich, was Arnold von den Ortsnamen im allgemeinen sagt, daß das Alter der Namenklasse für das Alter jedes einzelnen dazu gehörigen Namens ebenso wenig entscheide, wie aus der geographischen Lage eines Ortes allein ein unbedingter Schluß auf das Alter desselben möglich sei [1]). Diesen Satz werden alle siedlungsgeographischen Untersuchungen berücksichtigen müssen, wenn sie nicht zu einseitigen und schiefen Resultaten kommen wollen, und er kann passend die Darstellung der Besiedlungsgeschichte beschließen, die in den großen Zügen zwar ziemlich gesichert, im einzelnen aber noch reich ist an offenen Fragen, deren Lösung der Zukunft vorbehalten bleiben muß.

Noch spärlicher als auf diesem Gebiet fließen die Quellen für die Geschichte des Hausbaues, und dementsprechend fehlt es fast gänzlich an den nötigen Vorarbeiten. Die ausführlichste Nachricht aus dem Altertum bietet eine kurze Notiz des Strabo: τοὺς δ' οἴκους ἐκ σανίδων καὶ γέρρων ἔχουσι μεγάλους θολοειδεῖς, ὄροφον πολὺν ἐπιβάλλοντες [2]), die sich auf die Kelten im allgemeinen bezieht. Die Angabe Cäsars: casae, quae more Gallico stramentis erant tectae [3]), und die Bemerkung Vitruvs, daß in Gallien beim Hausbau scandulae robusteae et stramenta gebraucht werden [4]), bringen darüber hinaus nichts Neues. Kuppelförmige Fachwerkhäuser mit Strohdächern scheinen demnach das Gewöhnliche gewesen zu sein. Die Wände waren, wie das noch heute vielfach auf dem Lande beobachtet werden kann, mit Flechtwerk und Lehmbewurf ausgefüllt. Natürlich wird man annehmen dürfen, daß in den Städten, wo die Befestigungskunst schon große Fortschritte gemacht hatte, auch schon damals massivere Häuser gebaut wurden, wie ja auch die von Meitzen erwähnten Ausgrabungen in Bibrakte bestätigen [5]). Größere Ausdehnung hat der Steinbau jedenfalls erst mit dem Vordringen der Römer gewonnen, und es ist eine auffallende wie interessante Thatsache, daß in dem Gebiet, mit dem die vorliegende Untersuchung sich beschäftigt, heute kein einziger Fachwerkbau mehr vorhanden ist. Geh

---

[1]) Ansiedelungen und Wanderungen, S. 145.
[2]) p. 197, IV, 4, 3.
[3]) B. G. V, 43, 1.
[4]) De archit. II, 1, 4.
[5]) Siedelung und Agrarwesen, I, S. 225. — An derselben Stelle sagt Meitzen, die von Strabo erwähnten kuppelförmigen Häuser könnten wohl nur im südlichen, nicht aber im nördlichen Gallien üblich gewesen sein, da Cäsar, ‚der sich aufmerksam mit dem Bauwesen der Gallier beschäftigte', von runden Strohhütten offenbar niemals spreche und die Ausgrabungen in Bibrakte nur viereckige Gebäude ergeben hätten. Aber wie die städtischen Gebäude nichts für die Bauernhäuser beweisen, so muß man auch den Schluß ex silentio, zumal er nur für das nördliche Gallien Geltung haben soll, im Hinblick auf die bestimmte Ueberlieferung bei Strabo als unberechtigt zurückweisen.

man dagegen in die Eifel und den Hunsrück, so treten allenthalben die Fachwerkhäuser wieder auf. An der Mosel aber und in der Wittlicher Senke liefern vom Keller bis zum Giebel nur Sandsteine und Schiefer das Baumaterial. Da die einwandernden Germanen natürlich den Steinbau nicht mitgebracht haben und ferner die geographischen Bedingungen in Bezug auf das Material für das Eifel- und Moselgebiet die gleichen sind, so wird man mit Recht in dem Steinbau ein noch bis heute erhaltenes Produkt der römischen Kultur erblicken dürfen. Die Häuser selbst gehören dem Typus des fränkischen Bauernhauses an.

VII. Bedingungen für Anlage und Entwicklung der Siedlungen.

Die vorhergehenden Abschnitte haben im wesentlichen dem Zwecke gedient, das Material für die Grundlage zusammenzutragen, auf der im folgenden die Darstellung der Bedingungen für die Ortsanlage und deren Untersuchung im einzelnen versucht werden soll. Wenn dabei zunächst nur die Bedingungen und Möglichkeiten erörtert werden, so liegt darin kein Verzicht auf die auch bei der Behandlung anthropogeographischer Probleme unerläßliche induktive Methode. Denn diese besteht ja ihrem Wesen nach darin, daß sie eine meist durch Beobachtungen entstandene Vermutung über den Zusammenhang von Erscheinungen an den Einzelthatsachen methodisch prüft und für den Fall der Bestätigung zur Gewißheit erhebt. Dabei liegt aber notwendig die Annahme von Gesetzen zu Grunde, ohne deren Voraussetzung ja das ganze Verfahren keinen Sinn haben würde. Spricht man diese Gesetze nun vorher aus, so wird dadurch das Prinzip der Induktion nicht berührt, sondern es handelt sich lediglich um eine besondere Anordnung der Darstellung. Daß die zu eruierenden Gesetze keine Naturgesetze sind, die man auf mathematische Formeln bringen kann, braucht kaum gesagt zu werden. Denn die Anthropogeographie hat es mit Gesetzen zu thun, die ein mit freiem Willen ausgestattetes Wesen, den Menschen, in seinen Beziehungen zur Erde zeigen [1]).

Welches sind nun aber die Faktoren, die die Anlage und Entwicklung der Orte innerhalb des nach seinen geographischen und geschichtlichen Beziehungen betrachteten Gebietes bedingen? Es wird nicht überflüssig sein, vor der Beantwortung dieser Frage zunächst die allgemeinen Prinzipien kurz zu beleuchten, um damit zugleich auch die hier angewandten Grundsätze klarzustellen [2]). Ganz allgemein hat man unter den die Ortsanlage bedingenden Faktoren zwei Gruppen zu unterscheiden, die wirtschaftlichen und die topographischen. Sie müssen sich überall Geltung verschaffen und sind nicht nur bei der Anlage der Siedlungen von bestimmendem Einfluß, sondern auch für die spätere Entwicklung von ausschlaggebender Bedeutung. Auch die letztere, die entwicklungsgeschichtliche Seite muß die Siedlungsgeographie berück-

---

[1]) Vgl. Ratzel, Anthropogeographie, I, § 40 (2. Aufl.).

[2]) Vgl. dazu A. Hettner, Die Lage der menschlichen Ansiedelungen (Geograph. Ztschr. I, 1895, S. 361—375).

sichtigen. Denn wie in den anderen geographischen Disziplinen wird auch hier die genetische Methode die Auffassung vertiefen und die heutigen Erscheinungen als Produkt einer natürlichen Entwicklung verstehen lehren. Eine Darstellung der Siedlungsverhältnisse muß daher, wenn möglich, nicht nur die heutigen Niederlassungen ins Auge fassen, sondern auch die inzwischen eingegangenen in ihren Bereich ziehen und die Gründe für ihr Absterben zu erkennen suchen [1]).

Was zunächst die wirtschaftlichen Faktoren angeht, so können sie natürlich verschiedener Natur sein. Ackerbau, Handel und Industrie bilden ihre hauptsächlichsten Grundformen, deren Wirksamkeit sich stets nach drei Richtungen geltend machen wird. Der wirtschaftliche Zweck ist zunächst bestimmend für die Auswahl des Platzes im allgemeinen, er spielt ferner eine wesentliche Rolle in der Entwicklungsgeschichte und tritt schließlich als formgebendes Element sehr deutlich zu Tage. So ist — um nur die markantesten Beziehungen anzudeuten — der Ackerbauer an die Nähe fruchtbaren Ackerbodens gebunden, Industrieorte werden meist dort entstehen, wo entweder die Rohstoffe vorhanden oder die Betriebskräfte billig zu beschaffen sind, und der Handel sucht natürlich solche Orte auf, die als Knotenpunkte von Verkehrsstraßen Gelegenheit zum Güteraustausch bieten. Ist also einmal die Anlage als solche aufs engste mit den wirtschaftlichen Zwecken verknüpft, die der Ansiedler verfolgt, so sind diese andrerseits auch in der historischen Entwicklung das treibende Element. Durch die spätere Entdeckung und Ausnutzung von Bodenschätzen können reine Ackerbausiedlungen zu Industrieorten werden oder ursprüngliche Handelsplätze wie die Städte am Nordrand des Schiefergebirges zu neuer wirtschaftlicher Blüte sich entfalten. Ueberall aber wird schließlich der wirtschaftliche Zweck sich in der äußeren Anlage der Siedlungen zu erkennen geben. Das gilt schon von der einfachsten Unterscheidung, die man zu machen gewohnt ist. In einem Dorf wird niemand einen wichtigen Handelsplatz oder einen bedeutenden Industrieort vermuten, und größere Städte werden andrerseits durch das mehr oder weniger vollständige Fehlen ackerbautreibender Bevölkerung ausgezeichnet sein [2]). Aber auch unter den großen Städten lassen sich wieder verschiedene Typen verfolgen, wenn auch natürlich mit der Zunahme der wirtschaftlichen Interessen und dem dadurch bedingten Wachstum der Orte jene Unterschiede immer feiner werden und daher schwieriger festzustellen sind. Der charakteristische Zug dieser Gruppe der wirtschaftlichen Faktoren ist hiermit aber noch nicht klar zum Ausdruck gebracht. Nicht die Thatsache, daß sie sich in der Anlage an sich, in der Entwicklung und Form der Siedlungen wirksam zeigen, sondern der Umstand, daß sie als wirtschaftliche Zwecke wirksam sind, ist kennzeichnend für sie.

---

[1]) Wenn diese Forderung in der vorliegenden Arbeit nicht erfüllt wird, so muß dies damit entschuldigt werden, daß eine Zusammenstellung und Lokalisierung der hier in Betracht kommenden Wüstungen, eine für den angegebenen Zweck unerläßliche Vorarbeit, bisher noch nicht vorgenommen worden ist.

[2]) Ausnahmen, wie die Städte der apulischen Kreidetafel, vgl. Th. Fischer, Pet. Mitt. 1902, S. 115 ff., finden ihre Erklärung in dem überwiegenden Einfluß topographischer oder auch politischer Faktoren.

Sie haben daher ein zwecksetzendes Wesen zur Voraussetzung, den Menschen, und von seinem Willen, noch mehr aber von seinen Fähigkeiten, d. h. dem Stande seiner Kultur hängt es ab, ob und wieweit jene wirtschaftlichen Zwecke wirksam werden. Als Gesetz darf dabei gelten, daß sie mit zunehmender Kultur sich mehren und diejenigen die Oberhand behalten, die den größten Nutzen versprechen. — Neben den wirtschaftlichen Faktoren sind noch die politischen zu nennen, die gleichfalls Anlage, Entwicklung und Form einer Siedlung bedingen können und dabei ebenfalls als Zwecke wirksam sind. Da sie selten in reiner Form allein auftreten, sondern meist mit wirtschaftlichen Faktoren Hand in Hand gehen, vor allem aber ebenso wie diese Ausfluß der bewußten Thätigkeit des Menschen sind, so wird man sie mit den wirtschaftlichen Zwecken zu einer Gruppe vereinigen können.

Um diese Zwecke bei der Ansiedlung zu erreichen, bedarf nun der Mensch eines Mittels, bei dem nicht mehr der freie Wille allein bestimmend ist. Denn der Boden, auf den die menschlichen Siedlungen gegründet werden müssen, ist etwas natürlich Gegebenes, in gewissem Sinne Unveränderliches, und diese Gegebenheiten binden den Menschen nach bestimmten Gesetzen an den Boden. In ihrer Gesamtheit bilden sie die andere oben genannte Gruppe, die der topographischen Faktoren. Sie sind in manchen Gegenden günstiger, in anderen wieder ungünstiger für die Anlage von Siedlungen, und je mehr sie der Mensch für die Verfolgung seiner Zwecke auszunutzen weiß, um so zweckmäßiger ist die Anlage des betreffenden Ortes. Das erste Erfordernis für die Anlage jeder Siedlung ist ein sicherer Baugrund, in der Nähe eines Flusses z. B. möglichst ein solcher, der vor Ueberschwemmungen geschützt ist. Dazu kommt ferner das Vorhandensein von Wasser, das besonders nötig ist, wenn die Ansiedler mit der Anlage künstlicher Brunnen noch nicht vertraut sind. Weiterhin kann in den Zeiten früher Kultur bei unsicheren Rechtsverhältnissen auch der Schutz vor feindlichen Angriffen von bestimmendem Einfluß auf die Wahl der Lage sein. Ueberall und zu allen Zeiten aber wird sich ein Faktor geltend machen, der nach seiner Ursache tief in der menschlichen Natur begründet ist. Keine menschliche Niederlassung ist denkbar ohne Beziehungen zu Nachbarsiedlungen, mögen sie nun in nächster Umgebung oder in weiterer Entfernung liegen. „Im Wald vergrabene Hütten ohne Weg und Steg gehören der Poesie der Weltflucht und dem Märchen an. Jede Siedlung setzt Wege voraus, die sie mit den Nachbarsiedlungen verbinden“ [1]). Daß diese Wege nach Anlage und Verlauf allein durch die Gestaltung der Erdoberfläche bedingt sind, bedarf keiner weiteren Auseinandersetzung, und damit ist es klar, welch hervorragende Rolle diese letztere bei der Anlage der Niederlassungen spielen muß. Das gilt besonders für Gegenden, wo die Kultur schon eine gewisse Entwicklung zeigt. Denn dann ist es möglich, festen Baugrund und Wasser nötigenfalls künstlich zu beschaffen, und das Schutzbedürfnis tritt gleichzeitig immer mehr zurück. Dagegen werden die gegenseitigen Beziehungen der Siedlungen mit steigender Kultur immer mehr an Bedeutung und Ausdehnung ge-

[1]) Ratzel, Anthropogeographie, II, S. 464.

winnen, und daher kann man mit Recht die Bodenplastik als den gewichtigsten unter den topographischen Faktoren bezeichnen. Das trifft natürlich vor allem für die Mehrzahl der Siedlungen in den modernen Kulturstaaten zu, und es ist anziehend zu sehen, wie das erste Werk, das mit wissenschaftlicher Gründlichkeit die Bedingungen für die Anlage der menschlichen Ansiedlungen im Zusammenhang zu erfassen suchte, diesen topographischen Faktor der Oberflächengestaltung in den Mittelpunkt der Betrachtung stellte [1]). Wird man darin auch heute, ohne aber damit die Leistung Kohls irgendwie einzuschränken, eine Einseitigkeit erblicken dürfen, so ist doch die Thatsache an sich ein interessanter Beleg für die nicht zu unterschätzende Bedeutung der Bodenplastik innerhalb der Gruppe der topographischen Faktoren. Insgesamt sind diese dadurch gekennzeichnet, daß sie, unabhängig von dem Willen des Menschen, nicht die Lage im allgemeinen, sondern den besonderen Ort jeder Siedlung im einzelnen und damit deren Verteilung innerhalb enger umgrenzter Gebiete bestimmen. Denn ohne Wasser, ohne sicheren Untergrund und ohne eine brauchbare Verbindung mit der Nachbarschaft kann auf die Dauer keine Niederlassung bestehen. Sie sind daher für die Anlage der Orte nicht weniger wichtig als die wirtschaftlichen Zwecke, die ohne die Erfüllung der topographischen Bedingungen nicht erfüllt werden können. Doch muß andererseits betont werden, daß auch die besten topographischen Bedingungen unwirksam bleiben, wenn nicht die wirtschaftlichen Zwecke ihre Ausnutzung veranlassen. Beide Gruppen von Faktoren treten überall in innige Wechselbeziehungen, und um die Anlage eines Ortes und seine Entwicklung ganz zu verstehen, muß man sich mit beiden vertraut machen. Dabei erscheinen dann die wirtschaftlichen Zwecke stets als das treibende Element. Sie sind natürlich ihrerseits an die allgemeinen geographischen Bedingungen gebunden, deren Darstellung somit die Grundlage jeder siedlungsgeographischen Untersuchung bilden muß.

Mit Recht wird man nunmehr die zu Anfang dieses Kapitels gestellte Frage nach den Faktoren, die die Anlage und Entwicklung der Siedlungen innerhalb des hier interessierenden Gebietes bedingen, dahin formulieren können: Welche wirtschaftlichen Zwecke konnten die Bewohner dieses Gebietes nach den vorhandenen geographischen Bedingungen verfolgen und wie kamen die topographischen Faktoren der Anlage der zu diesem Behufe gegründeten Niederlassungen entgegen? Der Verlauf der historischen Entwicklung hat dann zu zeigen, ob und wieweit jene Bedingungen ausgenutzt wurden, und die thatsächlich vorhandenen Siedlungen müssen gleichzeitig veranschaulichen, in welcher Weise die topographischen Faktoren die einzelnen Plätze und die Verteilung im ganzen bestimmt haben.

Ueberschaut man das in Frage stehende Gebiet in seiner Gesamtheit, so stellt es sich nach den Ausführungen in den früheren Kapiteln zu Beginn der historischen Zeit dar als Teil eines waldreichen, im allgemeinen durch Klima und Boden wenig begünstigten Gebirgslandes,

---

[1]) J. G. Kohl, Der Verkehr und die Ansiedelungen der Menschen in ihrer Abhängigkeit von der Gestaltung der Erdoberfläche. Dresden 1841, 2. Ausg. 1850.

jedoch, wie gleich hinzugefügt werden muß, als ein besonders reich ausgestatteter Teil, der ebensosehr durch Boden und Klima wie durch die Lage an einem größeren Fluß eine einzigartige, bevorzugte Stellung innerhalb jenes Waldgebirges einnahm. Bot dieses im allgemeinen seinen Bewohnern nur die Möglichkeit, durch Viehzucht sich wirtschaftlich zu bethätigen, so waren im Moselthal und in der Wittlicher Senke die Bedingungen zu lohnendem Ackerbau in reichem Maße erfüllt. Hier lieferten die diluvialen und alluvialen Aufschüttungen der Flüsse einen guten Boden und daneben gab auch das Verwitterungsprodukt der Rotliegend-Sandsteine eine brauchbare Ackerkrume ab. Dazu kam die hohe Begünstigung durch das Klima, die den Pflanzenwuchs vor allem vor den schädlichen Spätfrösten bewahrte. Diese mußten sich dagegen wie auf den angrenzenden Plateaus auch auf den Höhen der Moselberge geltend machen, die dadurch ebenso wie durch den sterilen Boden dem Ackerbau ungünstig waren. Viehzucht konnte jedoch auch hier eine Stätte finden, und natürlich boten die Thäler innerhalb der Moselberge wieder günstigere Bedingungen. Im allgemeinen waren also die gegebenen Stellen für eine intensive Bewirtschaftung die Diluvialterrassen der Thäler, und da den Kelten die Bodennutzung durch Ackerwirtschaft nicht unbekannt war, so mußten diese zunächst die Siedlungen anziehen und damit deren Lage im allgemeinen bestimmen. Dadurch ist aber zugleich auch für die Form der Niederlassungen ein Anhaltspunkt gegeben. Mochte die Viehzucht oder der Ackerbau im Vordergrunde des Interesses stehen, keine dieser Wirtschaftsformen ist jemals im stande, größere Ansiedlungen ins Leben zu rufen, ja die Viehzucht begünstigt sogar das System der Einzelsiedlung. Auch bei dem Ackerbau ist es nicht ausgeschlossen, aber ohne positive Anhaltspunkte ist es nicht möglich, auf seine ehemalige Verbreitung innerhalb der Ackerbaugebiete einen gesicherten Schluß zu ziehen. Nur so viel steht fest, daß unter gewöhnlichen Verhältnissen Ackerbau allein keine städtischen Siedlungen zu erzeugen vermag. Höchstens können sich an den Kreuzungspunkten lokaler Verkehrslinien kleine Landstädte entwickeln, in denen neben vorzugsweise Ackerbau treibender Bevölkerung einige Bewohner die geringen Handelsbedürfnisse befriedigen.

Mußte also nach den geographischen Gegebenheiten die Anlage der Siedlungen zunächst durch Viehzucht und Ackerbau bedingt werden, so vermögen diese aus sich selbst heraus doch niemals eine neue Phase siedlungsgeographischer Entwicklung zu erzeugen. Zwar kann durch Einführung neuer Gewächse, die eine größere Intensität der Bewirtschaftung ermöglichen, eine Verstärkung der Besiedlung hervorgerufen werden. Der Charakter und die Formen derselben werden dadurch nicht berührt. Es bleibt daher die Frage zu beantworten, ob nicht Industrie und Handel einen neuen Aufschwung und damit andere Siedlungsbedingungen zu begründen vermochten. Hinsichtlich der Industrie darf diese Frage ohne weiteres verneint werden, da Rohstoffe, deren Gewinnung und Verarbeitung die Grundlage für eine solche abgeben könnten, innerhalb des Gebietes nicht vorhanden sind. Doch anders liegt die Sache vielleicht bei dem Handel. Aber da ist zunächst zu berücksichtigen, daß Viehzucht und Ackerbau niemals verkehrsbildend

wirken. Da nun auch in den angrenzenden Gebirgsteilen keine anderen wirtschaftlichen Zwecke als diese verfolgt werden können, so ist anzunehmen, daß sich ein Handel von Bedeutung innerhalb des Gebietes nicht entwickelt hat. Denn es fehlte an Produkten, die einen lebhafteren Austausch zu veranlassen vermochten. Aber konnten nicht größere Verkehrswege von allgemeinerer Bedeutung sich hier kreuzen und auf diese Weise Handel und damit bedeutendere Siedlungen hervorrufen? Die Lage des Gebietes macht diese Annahme sehr unwahrscheinlich. Als ein Teil der Eifel gehört es jener gewaltigen Erhebungsscholle an, die als Rheinisches Schiefergebirge das westlichste Glied der mitteldeutschen Gebirgsschwelle bildet. Während aber die anderen Glieder den Charakter der orographischen Scheidewand zwischen Nord- und Süddeutschland durch einen hohen Grad von Wegsamkeit nach allen Richtungen mildern, ist die rheinische Scholle durch geringe Gliederung und dementsprechend geringe Wegsamkeit gekennzeichnet. In meridionaler Richtung bildet die einzige natürliche Verkehrslinie das Durchbruchsthal des Rheins, das allerdings durch seinen geraden Verlauf und den wasserreichen Strom als naturgegebenes Bindeglied zwischen dem Westen Nord- und Süddeutschlands zu ganz hervorragender verkehrsgeographischer Bedeutung bestimmt ist. Andere natürliche Straßen sind in nordsüdlicher Richtung nicht vorhanden, und der meridionale Verkehr muß daher den gewaltigen Gebirgssockel im Westen und Osten umgehen, wo ihm einerseits die Maas, andrerseits die hessische Senke natürliche Bahnen bestimmen, ohne daß aber das hier in Frage stehende Gebiet von einer dieser Linien berührt würde. In ähnlicher Weise wie für den Nordsüdverkehr liegen die Verhältnisse in der Ostwestrichtung. Auch hier existiert nur eine natürliche Straße, die durch Mosel und Lahn in ihrem Verlauf vorgezeichnet ist. Aber an verkehrsgeographischer Bedeutung vermag keiner dieser Flüsse, weder als „Weg von Wasser" noch als „Rinne im Boden", den Rhein auch nur entfernt zu erreichen. Während die Lahn, abgesehen von dem untersten Teil, für Schiffahrt überhaupt nicht brauchbar ist, findet diese auf der Mosel durch das verhältnismäßig starke Gefäll und den niedrigen Wasserstand im Sommer gleichfalls keine günstigen Bedingungen. Ferner werden durch die zahlreichen Serpentinen die Entfernungen für manche Strecken mehr als verdoppelt, und diese Thatsache wird auch die Anlage eines Thalweges nicht vorteilhaft erscheinen lassen, die außerdem noch durch das fast stets auf irgend einer Seite vorhandene Steilufer erschwert werden muß. Dazu kommt aber noch ein anderer Umstand, der nicht übersehen werden darf. Es fehlen die Bedingungen, die einen größeren Verkehr und Handel in westöstlicher Richtung zu erzeugen vermögen. Denn während durch die natürlichen Verhältnisse, wie sie schon in der Bodenplastik und dem Verlauf der Flüsse zum Ausdruck kommen, Süd- und Norddeutschland eng aufeinander angewiesen sind und der Rhein auf diese Weise ganz naturgemäß eine bedeutende Verkehrsstraße werden mußte, wird das westlich des Rheinischen Schiefergebirges gelegene Gebiet, ebenfalls im Einklang mit den orographischen Bedingungen, seinen natürlichen Schwerpunkt im Westen suchen und der Zentralisationskraft des nordfranzösischen Beckens seinen Tribut entrichten müssen.

Damit sind natürlich die Verkehrsbeziehungen an sich durchaus nicht ausgeschlossen, doch ist es bei der geringen Wegsamkeit der Mosel-Lahn-Linie sehr wahrscheinlich, daß sie, soweit sie vorhanden, das rheinische Gebirgsmassiv auf den bequemeren Wegen am Nord- bezw. Südrand umgehen werden. Immerhin wird auch die Mosellinie, da ja die Mosel in ihrem Oberlauf „der Hauptfluß und die alleinige Entwässerungsader der Lothringer Stufenlandschaft" (Penck) ist, einen gewissen Verkehr besitzen, und dieser wird somit auch das hier in Frage stehende Gebiet berühren, aber nur als Durchgangsverkehr, und größere Handelsniederlassungen nicht ins Leben rufen, da Kreuzungs- oder Haltepunkte größerer natürlicher Straßen nicht vorhanden sind. Nur eine Stelle innerhalb des Gebietes besitzt die geographischen Bedingungen für eine gewisse Konzentration des Verkehrs und damit für die Entwicklung einer größeren Siedlung. Es ist der Punkt, an dem die Mosel sich anschickt, das Schiefergebirge zu durchbrechen. Denn dadurch, daß dieses allenthalben seine Umgebung überragt, muß hier, wenn auch die Mosel vorher nicht durch Tiefland floß, ein ähnlicher Gegensatz geschaffen werden, wie er sonst zwischen Ebene und Gebirge besteht. „Ihre gegenseitigen Grenzen sind stets ausgezeichnet durch eine vermehrte Friktion des Verkehrs, die man seine Brandung nennen könnte. Er hat stets einige Schwierigkeiten zu überwinden bei der Ueberwindung solcher Grenzen" [1]). Geologisch wird jene Stelle näher bestimmt durch die Trierer Bucht, orographisch durch die Trierer Thalweitung, und schon diese beiden Bezeichnungen weisen auf die anthropogeographischen Beziehungen hin. Außerdem aber muß die verkehrsgeographische Bedeutung der Mosel für diese Stelle noch dadurch erhöht werden, daß sie innerhalb der Trierer Bucht kurz hintereinander die bedeutendsten Zuflüsse ihres Unterlaufes empfängt. Es sind die Saar und Sauer, die, beide in ihrem Unterlauf schiffbar, von Südosten und Nordwesten dem Thal des Hauptflusses neue Verkehrswege zuführen und dadurch ebenfalls lebhafteren Güteraustausch veranlassen können. — Das Ergebnis, das sich aus dieser Darstellung der natürlichen Bedingungen für die Verfolgung wirtschaftlicher Zwecke innerhalb des bekannten Gebietes gewinnen läßt, ist im ganzen sehr einfach. Die geographische Begünstigung mußte die Bewohner notwendig zur intensiven Ausnutzung des Bodens durch Ackerbau führen und damit die Anlage ländlicher Kleinsiedlungen veranlassen. Da andere Faktoren nicht vorhanden waren, um eine neue Phase wirtschaftlicher Entwicklung hervorzurufen, so wird man annehmen dürfen, daß dieser Typus auch der herrschende blieb. Nur in der Südwestecke des Gebietes, wo das Thal der Mosel sich erbreitert, wird man eine größere Siedlung erwarten dürfen.

Wie kamen nun die topographischen Faktoren der Verfolgung dieser Zwecke entgegen? Da die Verbreitung der Siedlungen im allgemeinen an das Vorhandensein guten Ackerbodens, d. h. an den Verlauf der Thäler gebunden sein mußte, so war für das nötige Wasser

[1]) B. v. Cotta, Deutschlands Boden, sein geologischer Bau und dessen Einwirkung auf das Leben der Menschen. Bd. I, S. 18.

stets gesorgt. Nur mußten die Ansiedler es vermeiden, in allzu großer Nähe des Wassers sich anzubauen. Denn auf dem Alluvium wird die Sicherheit des Baugrundes durch die Möglichkeit von Ueberschwemmungen und den nahen Grundwasserspiegel sehr gefährdet, während das Diluvium, wie früher ausgeführt, nach dieser Seite Schutz gewährt. Dem Schutzbedürfnis gegen feindliche Angriffe, das jedoch wohl nur in den Zeiten frühester keltischer Besiedlung auf die Ortslage von bestimmendem Einfluß war, kamen die topographischen Verhältnisse in mannigfacher Weise entgegen. Vor allem konnten hier die durch die Serpentinen der Mosel gebildeten Halbinseln von Bedeutung werden. Wenn Ratzel ganz allgemein sagt: „Inselartig schützend wirken auch landzungenartige, umflossene Stellen, die durch scharfe Krümmungen eines Flusses gebildet sind“ [1]), so gilt das in ganz besonderem Maße von den Landzungen der Moselufer. Denn die zur Ansiedlung einladenden Halbinselterrassen sind auf der einen Seite vom Fluß, auf der anderen von schützenden Bergen umgeben, und diese natürliche Abgeschlossenheit kommt namentlich bei den früher charakterisierten Halbinseln des rechten Ufers zum Ausdruck. Aber auch abseits der Mosel konnten die höher gelegenen Thälchen innerhalb der Moselberge sowie die Erhebung innerhalb der Wittlicher Senke eben durch die höhere Lage natürlichen Schutz gewähren. Was schließlich den wichtigsten der topographischen Faktoren, die Möglichkeit bequemen Verkehrs mit den Nachbarsiedlungen angeht, so hat schon die Darstellung der Oberflächenformen die Mannigfaltigkeit lokaler Verbindungen klar genug hervortreten lassen, und es braucht hier nur kurz noch darauf hingewiesen zu werden, daß auch der Verlauf der Mosel der Förderung des Kleinverkehrs außerordentlich günstig sein mußte. Bei dem steten Wechsel der Richtung ist der Unterschied zwischen rechtem und linkem Ufer beinahe völlig verwischt, und der Wasserspiegel bietet den dadurch bedingten Wechselbeziehungen einen bequemen Verkehrsweg.

Es fragt sich nun, wie im Laufe der Geschichte die bisher rein theoretisch erörterten Möglichkeiten der Entwicklung ausgenutzt worden sind. Da es sich um ein dicht besiedeltes Gebiet mit alter Kultur handelt, so darf man von vornherein annehmen, daß die wirtschaftlichen Zwecke sich ganz den natürlichen Bedingungen angepaßt haben, und das ist auch thatsächlich der Fall. Landwirtschaft mit intensivem Betrieb ist die maßgebende Wirtschaftsform, Ackerbausiedlungen in der Form von Haufendörfern bilden den herrschenden Typus der Niederlassungen, neben denen nur drei kleine Landstädte, Bernkastel, Trarbach, Wittlich, auf etwas lebhaftere Verkehrsbeziehungen schließen lassen. Die einzige größere Stadt des Gebietes liegt an der Stelle, wo man sie erwarten durfte. Im ganzen aber hat sich hier, um mit Lamprecht zu reden, die ländliche Kultur, ungestört durch den Einfluß großer Städte und regen Durchgangsverkehrs, in reinsten Formen entwickelt. Noch heute ist das Gebiet, wie das ganze Moselland, „von allen Gegenden ursprünglich deutscher Kultur fast das einzige und jedenfalls das bedeutendste, in welchem ... die landwirtschaftliche Be-

[1]) Anthropogeographie, I, S. 353 (2. Aufl.).

völkerung in erheblichem Maße die industrielle und handeltreibende Bevölkerung überwiegt“ [1]). Es gehört daher zu jenen „altbesiedelten Ländern, deren Kultur durch ihre Naturanlage immer auf annähernd derselben Stufe der Entwicklung gehalten wird, in denen daher auch die Ansiedlungen immer unter denselben Bedingungen gestanden haben“ [2]).

Damit ist einmal der Kreis der ersten Gruppe von Faktoren, die in Anlage, Entwicklung und Form der Siedlungen sich wirksam zeigen, zugleich aber auch die Aufgabe für den Rest der Untersuchung näher umgrenzt und bestimmt. Diese wird, da die entwicklungsgeschichtliche Seite naturgemäß zurücktreten muß und die Formen der Siedlung überall die gleichen sind, im wesentlichen darauf ausgehen müssen, die Einflüsse der topographischen Faktoren nachzuweisen. Die allgemeinen Bedingungen sind schon kurz angedeutet. Ihre Wirksamkeit im einzelnen soll im folgenden Kapitel näher untersucht werden. Sobald es sich um Siedlungen in Gegenden mit rein landwirtschaftlicher Kultur handelt, wird diese Seite der Darstellung stets die eingehendste Behandlung erfahren müssen, da dort die Beziehungen des Menschen zum Boden seiner nächsten Umgebung nach jeder Richtung am engsten geknüpft sind. Sie erlaubt aber gleichzeitig bei der Einfachheit der Verhältnisse den klarsten Einblick in diese Beziehungen und verleiht dadurch der Untersuchung besonderes Interesse.

---

[1]) Deutsches Wirtschaftsleben, I, S. 73 — Die Berufszählung vom Jahre 1895 ergab nach der „Statistik des Deutschen Reichs“ N. F., Bd. 111 folgende Verteilung der Bevölkerung in den hier in Betracht kommenden Kreisen:

	Landwirtschaft	Industrie	Handel
	%	%	%
Landkreis Trier	59,1	29,4	7,4
Kreis Bernkastel	72,0	17,7	5,3
Kreis Wittlich	73,8	16,5	5,3

[2]) Hettner, Geogr. Ztschr. I, S. 373.

VIII. Lage und Verteilung der Siedlungen.

Nach den Ausführungen des vorhergehenden Kapitels muß die folgende Darstellung in ihrem Verlauf naturgemäß die Gliederung widerspiegeln, die sich zu Anfang der Untersuchung aus der Betrachtung der Oberflächenformen ergeben hat. Sie wird daher zweckmäßig mit dem Moselthal beginnen, dann auf die Moselberge übergehen und endlich die Wittlicher Senke in ihren Bereich ziehen. Besonders wertvoll muß sich dabei die eingehende Behandlung erweisen, die im 2. und 3. Kapitel die Verhältnisse der Bodenplastik erfahren haben.

Wie damals die Trierer Thalweitung und das flußabwärts folgende Moselthal orographisch und orogenetisch als besondere Individuen erkannt wurden, so zeigen sie auch siedlungsgeographisch verschiedenen Charakter. Während in dem Durchbruchsthal innerhalb des Rheinischen Schiefergebirges die Siedlungen alle das Flußufer aufsuchen, so dass sie wie an einer Schnur aufgereiht erscheinen, bietet der tektonische Thalabschnitt zwischen der Saarmündung und Schweich siedlungsgeographisch etwa das Bild der Mittelrheinischen Tiefebene — si parva licet componere magnis. Bekanntlich lassen dort die Siedlungen vier parallele Reihen hervortreten, die paarweise durch die beiden Ufer des Flusses und durch die Berührungsgrenzen zwischen Ebene und Gebirge bestimmt werden. Was diese unter ähnlichen bodenplastischen Bedingungen auch anderwärts wiederkehrende Verteilung veranlaßt, ist klar. Auf der einen Seite zieht die Nähe des Wassers die Siedlungen an den Fluß, auf der anderen bilden die im Gebirge mehr oder weniger parallel verlaufenden Thäler und die ihnen folgenden Wege mit den am Fuße des Gebirges hinziehenden Straßen Knotenpunkte des Verkehrs und laden dadurch ebenfalls zur Ansiedlung ein. So findet man, wenn man die ganze Trierer Thalweitung ins Auge faßt, am Ufer der Mosel Oberkirch, Merzlich und Pfalzel, am Fusse der angrenzenden Höhen und zwar jedesmal dort, wo ein Thälchen oder eine Schlucht sich öffnet, die Orte Zewen, Euren, Biewer, Ehrang und Kenn, zu denen man in gewissem Sinne noch Ruwer und Quint hinzurechnen kann [1]).

Aber nicht nur die topographische Verteilung der Siedlungen innerhalb der genannten Hohlformen läßt sich in Parallele stellen, auch die innere Bedeutung der verschiedenen Gruppen zeigt eine gewisse

---

[1]) Trier, als die einzige größere städtische Siedlung des ganzen Gebietes, soll vorläufig ausgeschieden und später besonders behandelt werden.

Analogie. Wie in der Mittelrheinischen Tiefebene die größere Zahl bedeutender Orte nicht am Ufer des Stroms, sondern seitwärts am Fuße des Gebirges liegt, so scheinen auch die größeren und wohlhabenderen Orte der Trierer Thalweitung die Nähe des Flusses zu meiden, und nur kleine und unbedeutende Siedlungen finden sich am Ufer der Mosel. Zwar scheint der eine der beiden zu dem Gebiet der vorliegenden Untersuchung gehörigen Moselorte, der Flecken Pfalzel, mit seinen 1320 Einwohnern [1]) eine Ausnahme zu bilden. Aber gerade die Geschichte dieses Ortes spricht deutlich für die Richtigkeit der geäußerten Beobachtung und weist zugleich den Weg zu ihrer Erklärung. Schon zu römischer Zeit scheint an der Stelle des heutigen Pfalzel eine Siedlung bestanden zu haben. Wenigstens soll die noch heute erhaltene, aber als Scheune benutzte Stiftskirche ein ursprünglich römischer Bau sein [2]). Welcher Art diese Siedlung gewesen, läßt sich nicht mehr feststellen. Seinen Namen hat der Ort offenbar von der später hier entstandenen fränkischen Königspfalz erhalten, und man muß daher annehmen, daß erst im Anschluß an die Pfalz das Dorf sich entwickelt hat. Ihre erste Erwähnung findet die villa Palatiolum im Jahre 690 in einer Urkunde, in der die Aebtissin Adela, Tochter König Dagoberts II. (673—678), das von ihr erbaute Benediktinerinnenkloster zu Pfalzel mit verschiedenen Dörfern dotiert [3]). Es ist dasselbe Kloster, das durch Erzbischof Poppo 1026 in ein Kollegiatstift umgewandelt wurde und als solches sich bis zur französischen Revolution erhielt. Später spielte der Ort eine Rolle in der Fehde, die Graf Heinrich von Namur 1146 gegen den Erzbischof Albero führte. Der Graf suchte sich damals der Burg in Pfalzel zu bemächtigen, aber der Erzbischof rückte zum Entsatz heran und schlug ihn in die Flucht. Diese Erwähnung der „munitio archiepiscopi" ist insofern interessant, als sie beweist, daß die Erzbischöfe schon ziemlich früh festen Fuß in Pfalzel gefaßt hatten und die Befestigungen als Stützpunkt für kriegerische Operationen benutzten. Man erfährt weiter, daß Erzbischof Albero den verfallenen Palast zu Pfalzel wiederherstellen ließ und dann seinen Wohnsitz daselbst nahm, um den Uebermut des Trierer Burggrafen zu demütigen [4]). Als Bollwerk gegen Trier und zwar nicht nur gegen den Burggrafen, sondern auch gegen die zu Zeiten aufsässige Bürgerschaft war Pfalzel auch weiterhin für die Erzbischöfe ein wichtiger Platz. Seit Albero schlugen sie öfter ihre Residenz dort auf, und welche Bedeutung der Ort noch im 16. Jahrhundert für sie besaß, wird durch eine Bemerkung in Merians Topographie sehr hübsch illustriert, in der es von Pfalzel heißt: „Ein kleines Städtlein und Schloß, welches Johannes III., der Ertzbischoff zu Trier, so Anno 1540 gestorben, gewaltig zu bevestigen, ihme vorgenommen hat; als welcher der Stadt Trier nicht zum besten gewogen

---

[1]) Die Einwohnerzahlen beziehen sich, wenn nichts anderes bemerkt ist, auf das Jahr 1895 und sind dem Gemeindelexikon entnommen.

[2]) Vgl. Eifelführer, herausg. vom Eifelverein, 9. Aufl., Trier 1901, S. 199 f.

[3]) Jahrbücher des Vereins von Altertumsfreunden im Rheinland, XLII, 1867, S. 136. Vgl. dazu Goerz, Mrh. Reg. I, Nr. 105.

[4]) Schannat-Baersch, Eiflia illustrata, III, 2, 1, S. 484.

gewesen seyn solle[1])." Daß der Ort aus diesen politischen Verhältnissen Nutzen ziehen mußte, ist klar. Als Residenz der Erzbischöfe erhielt Pfalzel Stadtrecht und Vertretung auf dem kurtrierischen Landtage. Es wurde Hauptort eines größeren kurfürstlichen Amtes und gehörte zu den bedeutenderen Städtchen des Erzstifts. Von dieser fast glänzenden Entwicklung in der Zeit kurtrierischer Landeshoheit ist heute nichts mehr übrig geblieben, an ihre Stelle ist eine gewisse Stagnation getreten und teilweise hat ein entschiedener Rückgang stattgefunden. Die starken Mauern der alten Befestigung sind verfallen, von der erzbischöflichen Burg sind nur noch die Keller vorhanden, und in der ehemaligen Stiftskirche, „einer der ältesten christlichen Kirchen Deutschlands", wird heute der Dreschflegel geschwungen. Der Ort selbst, in angenehmer Lage an den Ufern eines lieblichen Stroms, entbehrt mit diesen Resten mittelalterlichen Glanzes nicht einer gewissen Romantik, und auch die Sage hat in seinen alten Gemäuern eine Stätte gefunden. Aber über die wirkliche Entwicklung vermag diese Illusion doch nicht hinwegzutäuschen. Früher Stadt und Festung und zeitweilig Residenz der Erzbischöfe ist heute der Ort zum offenen Flecken herabgesunken. Zwar giebt er auch heute noch einer Bürgermeisterei den Namen, aber der Bürgermeister wohnt nicht mehr in Pfalzel, sondern in dem benachbarten Ehrang. Auch den Markt hat Pfalzel abgeben müssen. Er findet in Biewer statt. Schon diese beiden Thatsachen zeigen zur Genüge, wie der Ort im Verhältnis zu seinen Nachbarorten zurückgegangen ist, sie beweisen vor allem, daß der Verkehr sich völlig von ihm zurückgezogen hat[2]). Wo sind nun die Wurzeln dieser auffallenden Entwicklung zu suchen? Schon im 3. Kapitel wurde darauf hingewiesen,

---

[1]) Topographia archiepiscopatuum Moguntinensis, Trevirensis et Coloniensis, 1646, S. 56.

[2]) Vielleicht ist es erlaubt, diese Thatsache noch durch ein persönliches Erlebnis zu illustrieren. Als der Verfasser im September 1901 in Palz, wie der Ort im Munde der Bewohner heißt, eines Abends ankam, gelang es ihm nicht, in einem der vier vorhandenen Gasthäuser Unterkunft zu finden, obwohl außer ihm nur ein Fremder, ein Reisender, in dem Orte übernachtete. Zwar wußten alle Wirtsleute anscheinend triftige Gründe für die Verhinderung anzugeben, aber es mußte dabei doch gleich eine gewisse Scheu und ein Mangel an Entgegenkommen auffallen. Man dachte nicht daran, dem Abgewiesenen weiterzuhelfen, sondern ließ ihn wie einen Bettler vor der Thüre stehen. Man hielt ihn nämlich, da er mit Rucksack und geologischem Hammer bewaffnet war, für einen Handwerksburschen, ja teilweise für einen Schmiedegesellen, und da man dieser Species der Gattung Mensch in Pfalzel nur Schlechtes zutraut, so suchte man den gefährlichen Gast sich möglichst vom Leibe zu halten. Daß thatsächlich das Mißtrauen der Leute diese Behandlung veranlaßte, die allem Fremden mit Argwohn entgegenkommen, weil es so selten bei ihnen erscheint, ergab sich aus dem Gespräch mit einem Einheimischen, der sich weiter als seine Landsleute in der Welt umgesehen und dadurch seinen Blick geschärft hatte. Er bestätigte, daß es dem Orte gänzlich an Verkehr fehle, entschuldigte damit zugleich das Mißtrauen der Bewohner und war selbst freundlich genug, sein eigenes Heim als Quartier für die Nacht anzubieten. Reichlich sollte dasselbe für die zuvor erfahrene Abweisung entschädigen. Denn der alsbald herbeigerufene Schwiegervater des Hospes, ein alter Mann mit weißem Haar, lebte ganz in der Vergangenheit der alten Festung und erzählte mit einer bewundernswerten naiven Kunst „nach alten Chroniken" voll Stolz und Freude aus der Geschichte und Sage des einst so blühenden Städtchens. Vergangenheit und Gegenwart traten dadurch doppelt lebhaft vor die Seele.

daß in der Trierer Thalweitung das Diluvium an der Bildung des Thalbodens sich nicht beteiligt, dieser vielmehr nur aus alluvialen Aufschüttungen sich zusammensetzt, die starke Terrassenbildung zeigen. Diese Terrassen vermögen allein einen gewissen Schutz vor Ueberschwemmungen zu gewähren, deren Gefahren in früherer Zeit viel größer sein mußten als heute, wo das Flußbett der Mosel im allgemeinen regelmäßig und auf größere Strecken künstlich umgestaltet ist, von Frouard bis Metz durch Kanalisierung, von Metz abwärts bis Koblenz durch Regulierung des Bettes. Aber auch jetzt bieten sie noch keine unbedingte Sicherheit, obwohl andererseits siedlungsgeographisch ihr Vorhandensein immerhin schon früh von Bedeutung werden mußte. Die Erfahrung weniger Jahrzehnte mußte lehren, daß der gebotene Platz für Siedlungen, wollte man sie einmal in der Nähe des Wassers anlegen, die Terrassen des Thalbodens waren, nicht nur wegen der relativen Sicherheit vor Ueberschwemmungen, sondern auch wegen der größeren Höhe über dem Grundwasserspiegel. Diese Bedingung ließ sich um so leichter erfüllen, als die Terrassen fast überall in nächster Nähe des Flusses und mit dem Ufer parallel verlaufen. So sind Merzlich und Oberkirch echte Flußufersiedlungen, doch reicht keines ihrer Häuser über den Rand der Terrasse hinaus, und der zwischen dieser und der Mosel liegende Raum bleibt unbebaut. Aber diese einfachste Vorsichtsmaßregel ist in Pfalzel nicht beobachtet. Zwar genießen die frühere Burg und ein Teil der alten Klosteranlage den Schutz der Terrasse, aber die eine Hälfte des Ortes, ja selbst die Kirche liegen unterhalb derselben. Sehr richtig macht schon v. Stramberg, der für die Reize der Lage nicht blind ist, auf die gleichzeitig damit verbundenen Gefahren aufmerksam. „So vorteilhaft und angenehm die Lage im allgemeinen, so ist sie doch nicht gänzlich frei von Unbequemlichkeit. Die Mosel dringt zu Zeiten bis in das Städtchen ein; auch kann die Heiterkeit der ganzen Anlage nicht bedecken, daß die besten Nahrungszweige mit dem Stifte und der veränderten Richtung des Floßengewerbes dahin sind“ [1]). Diese Worte beweisen zugleich etwas anderes. Sie zeigen, daß die Spuren des Rückgangs schon in der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts zu beobachten waren. Thatsächlich ist ein Stillstand zu konstatieren, seit mit dem Zusammenbruch des alten Reichs und der Säkularisation des Erzbistums die politischen Zwecke, denen der Ort bis dahin seine Blüte verdankte, aufhörten wirksam zu sein. Sie hatten es vorher vermocht, die ungünstige Wirkung der topographischen Faktoren, die durch die Lage hart am Ufer des Flusses bedingt war, zu unterdrücken. Für die Anlage einer Pfalz eignete sich der Platz ja ausgezeichnet, auch für das Kloster und das aus ihm hervorgegangene Stift war die fruchtbare Umgebung und die Nachbarschaft einer größeren Stadt sehr vorteilhaft, besonders wertvoll aber mußte es für die Erzbischöfe sein, in der Nähe ihrer Hauptstadt für den Fall der Gefahr einen sicheren Stützpunkt ihrer Macht zu haben. Solange diese politischen Faktoren sich Geltung verschafften, zeigt die Geschichte des Ortes eine aufsteigende Entwicklung. Mit ihrem Verschwinden be-

[1]) Das Moselthal zwischen Zell und Konz, Koblenz 1837, S. 460.

ginnt der Rückgang, hervorgerufen natürlich durch den jetzt ungehemmt wirkenden Einfluß der topographischen Faktoren. So liefert also auch die Geschichte Pfalzels den Beweis, daß die natürlichen Verhältnisse einer gedeihlichen Entwicklung der am Moselufer liegenden Siedlungen innerhalb der Trierer Thalweitung nicht günstig sind, eine Thatsache, die man schon aus der Größe und Verteilung der Siedlungen innerhalb der ganzen Hohlform ablesen mußte. Sie lehrt aber zugleich, daß die Ungunst der natürlichen Verhältnisse durch die Zwecke, die der Mensch verfolgt, überwunden werden kann und daß demnach als der treibende Faktor bei der Anlage und Entwicklung der Siedlungen die zweckbewußte Thätigkeit des Menschen zu betrachten ist.

Mit dieser Thatsache, daß die Siedlungen am Ufer der Mosel keine günstige Stätte finden, hängt eine andere Erscheinung aufs engste zusammen, die für die Entwicklung Pfalzels nicht minder von Bedeutung ist. Die Straßen, die die Trierer Thalweitung in der Längsrichtung durchzogen, mußten — gleichfalls wegen der Hochwassergefahr — das Flußufer meiden und möglichst nahe am Fuße des Gebirges sich halten. Der Verkehr wurde dadurch vom Moselufer abgedrängt, was sich deutlich an dem Verlauf der heutigen Straßen wie auch der Eisenbahnen erkennen läßt, die andrerseits dort, wo sie wegen der Bodenkonfiguration die Nähe des Flusses nicht vermeiden können, hohe Dämme benutzen müssen. Selbst die Nebenbahn Ehrang-Konz, die allein dem Lokalverkehr der Thalweitung dient, hält sich nach Möglichkeit von der Mosel zurück, berührt also auch Pfalzel nicht, sondern verbindet nur die am Fuße der Buntsandsteinhöhen liegenden Ortschaften untereinander und mit dem auf dem rechten Ufer unweit der Saarmündung gelegenen Konz. Der Bau dieser Lokalbahn hat nun nicht etwa den Uferorten, vor allem Pfalzel, den Verkehr genommen, er bildet vielmehr nur die Anerkennung eines schon bestehenden Verhältnisses und einen neuen Beweis für die Thatsache, daß auf dieser Strecke der Mosel die natürlichen Verhältnisse eine aufstrebende Entwicklung nur in den Gebirgsrand- und nicht in den Flußufersiedlungen begünstigen. Denn auch die Mosel vermag den Ausfall an Verkehr, den für die letzteren der Verlauf der Landstraßen mit sich bringt, nicht zu ersetzen. Einmal ist der Schiffahrtsverkehr auf der Mosel überhaupt sehr gering, dann aber wird er, soweit er vorhanden, für die Trierer Thalweitung seinen Sammelpunkt natürlich in Trier finden. Auch das Flößereigewerbe, das früher in dem Leben der kleinen Orte eine Rolle spielte, hat mit dem Beginn des 19. Jahrhunderts, wahrscheinlich im Zusammenhang mit der starken Waldverwüstung unter französischer Herrschaft, alle Bedeutung verloren. Uebrigens ist jene Erfahrung, daß das Ufer des Flusses kein günstiger Platz für Siedlungen ist, offenbar schon sehr früh gemacht worden. Denn die Siedlungen, die sich am Fuße des Gebirges finden, tragen alle keltischen Namen, und nur bei Kenn scheint römischer Ursprung nicht ausgeschlossen zu sein [1]). Dagegen muß man die Entstehung von

[1]) Marjan und Cramer wenigstens vermuten in dem Namen das lateinische canna, cannetum, Schilf, Röhricht. Cramer, Rheinische Ortsnamen, S. 109. Die Lage des Ortes, vor dem sich teilweise sumpfige Wiesen ausdehnen, widerspricht dieser Bedeutung nicht.

Pfalzel einer späteren Zeit zuschreiben und Gleiches gilt von dem höchst unbedeutenden Oberkirch. Merzlich gehört allerdings seinem Namen nach der ersten Siedlungsperiode an. Aber im Einklang mit den bisherigen Ergebnissen wird man annehmen dürfen, daß auch dieser kleine Ort erst zu einer Zeit entstand, als die übrigen günstigeren Plätze bereits besetzt waren [1]).

Jedenfalls erweist sich die zu Anfang dieses Kapitels ausgesprochene Behauptung, daß die größeren und wohlhabenderen Orte der Trierer Thalweitung die Nähe der Mosel mit einer gewissen Tendenz zu meiden scheinen, vollständig gerechtfertigt. Eine sinnfällige Bestätigung findet sie weiterhin in der Lage von Ruwer. Der Ort ist gebunden an die Mündung des schon von Ausonius wegen seines Mühlenreichtums hervorgehobenen Ruwerbaches (Erubris), der vom Hunsrück kommend sich in die hier dichter an die Berge herantretende Mosel ergießt. Aber weder an das Mosel- noch an das Ruwerufer reicht die Siedlung heran, sie vermeidet den ebenen, an der Mündung sich ausbreitenden Raum und dehnt sich als Ruwer-Paulin und Ruwer-Maximin, so benannt nach dem Besitz der früheren abteilichen Grundherrschaften, zu beiden Seiten der Ruwer in langer Erstreckung dicht am Fuß der den Bach begleitenden Höhen aus. Aehnlich ist die Lage des Eisenhüttenwerkes Quint an der Mündung des Quintbaches. Auch hier sind die Häuser von der Mosel möglichst weit zurück- und in das Thälchen des Baches hineingeschoben, zum größten Teil aber nehmen sie die vom Oberrotliegenden gebildeten Seitengehänge ein. Sehr bezeichnend ist hier auch der Verlauf der Straße, die über Biewer und Ehrang von Trier kommend nach Koblenz führt. Wie schon früher ausgeführt, beschreibt die Mosel hier im Norden der Trierer Thalweitung eine Kurve, die sie aus der Südnordrichtung plötzlich nach Osten umbiegen läßt und zum Durchbruch durch das Rheinische Schiefergebirge führt. Genau im Scheitelpunkt des dadurch gebildeten rechten Winkels mündet der Quintbach, und die Mosel tritt gleich darauf dicht an die Ausläufer des Meulenwaldes heran, immerhin noch Platz lassend für einen Weg und einen Schienenstrang, der von der Quinthütte zu einer benachbarten Kiesgrube führt. Die große Straße aber benutzt diese Passage nicht. Sie umgeht das Hüttenwerk von Westen, überschreitet oberhalb desselben den Quintbach, führt dann in weitem Bogen in halber Höhe des Berges um den Ausläufer des Meulenwaldes herum und erreicht auf diese Weise die Wittlicher Senke. Den gleichen Weg schlägt auch die Moselbahn ein, nur vermeidet sie den Bogen, den die Straße macht, indem sie in gerader Richtung den Berg in einem Tunnel durchbohrt. Noch weiter oberhalb als die heutige Straße überschritt die alte Römerstraße den Bach, aus dessen Thal sie zu dem Plateau des Meulenwaldes aufstieg, um erst bei Föhren die Wittlicher Senke zu erreichen. Alle diese großen Verkehrslinien haben dem kürzeren und bequemeren Weg längs der Mosel den Umweg über die Berge vorgezogen, um der Hochwassergefahr aus dem Wege zu

[1]) Wahrscheinlich verdanken Merzlich und Oberkirch ihre Entstehung einer Furt, die sich nach Leonardy an dieser Stelle der Mosel befinden soll. Geschichte des trierischen Landes und Volkes, S. 803.

gehen, und dies war um so mehr geboten, als die andere Straße zwischen Trier und Koblenz, die bei Schweich über die Mosel geht, bei Hochwasser oder Eisgang leicht unpassierbar wird und andere Verbindungen nicht vorhanden sind. Quint selbst nimmt in wirtschaftlicher Hinsicht eine besondere Stellung ein. Es ist die einzige rein industrielle Siedlung an der unteren Mosel. Denn seine rund 200 Bewohner leben ausschließlich von dem weit über 1000 Arbeiter beschäftigenden Hüttenwerk, dessen Entstehung durch das schon erwähnte Eisenerzvorkommen am Mehringer Berg zu erklären ist. Die Erzgewinnung ist heute jedoch eingestellt, das Roheisen wird billiger von auswärts bezogen, und die früheren Hochöfen sind daher verschwunden. Die Siedlung selbst ist offenbar viel älter als der Hüttenbetrieb, aber anscheinend nie sehr bedeutend gewesen. Der Name ist lateinischen Ursprungs und aus „ad quintum lapidem" hervorgegangen. Die Römerstraße kreuzte, wie erwähnt, den Quintbach, und wirklich beträgt die Entfernung von Trier bis an diese Stelle fünf gallische Leugen [1]). Die Anwendung des keltischen Wegmaßes braucht dabei nicht aufzufallen. Bekanntlich wurde die Leuga im Jahre 202 von Septimius Severus als offizielles Maß für die Tres Galliae und die beiden germanischen Provinzen angenommen. Sicherlich aber war sie hier auch vorher jederzeit beim Volke in Gebrauch, da sonst die kaiserliche Maßnahme, die allein Gallien und Germanien von der im ganzen Reiche einheitlich geordneten römischen Meilenzählung eximierte, nicht verständlich wäre. Man brauchte demgemäß auch nicht anzunehmen, daß die Siedlung erst nach dem Jahre 200 entstanden ist. Eine gewisse Wahrscheinlichkeit aber gewinnt diese Annahme durch einen anderen Umstand. Die Straße Trier-Koblenz findet sich weder auf der Tabula Peutingeriana noch in dem Itinerarium Antonini, scheint also erst der späteren römischen Zeit anzugehören. Hat sich nun, wie es wahrscheinlich ist, die Siedlung erst im Anschluß an den Straßenübergang entwickelt, so dürfte ihre Entstehung nicht vor dem 3. Jahrhundert n. Chr. anzusetzen sein. Bemerkenswert ist, daß der Bach seinen Namen von der Siedlung empfangen hat — er erscheint 1023 als Quinta rivus [2]) —, während in der Regel umgekehrt die Flußnamen auf die Siedlungen übertragen werden. Denn den von Esser gemachten Versuch, den Namen Quint aus einer öfters bei Flußnamen verwendeten keltischen Wurzel abzuleiten [3]), darf man angesichts der Thatsache, daß die Entfernung von Trier genau fünf Leugen beträgt und analoge Ortsnamenbildungen öfters vorkommen, als verfehlt zurückweisen [4]).

Industrieort ist in gewissem Sinne auch Ehrang, der stattliche und wohlhabende Flecken am linken Ufer der Kill bei deren Eintritt in die

[1]) 1 leuga = 1½ römische Meilen = 2218 m.
[2]) Mrh. U.-B. I, S. 348.
[3]) Vgl. Cramer, Rheinische Ortsnamen, S. 111.
[4]) Zu der an und für sich vielleicht auffallenden Namenbildung sei bemerkt, daß die Meilensteine mehr den Charakter von Denksteinen trugen, die von den Kaisern selbst oder ihnen zu Ehren errichtet wurden. So war an einer und derselben Stelle oft eine ganze Reihe verschiedenen Kaisern geweihter Meilensteine aufgestellt, und es ist erklärlich, wenn eine in der Nähe gelegene Siedlung von einem solchen Wahrzeichen den Namen erhielt.

Trierer Thalweitung, als Sitz einer lebhaften Thonwarenindustrie. Doch ist der mächtige Aufschwung, den der Flecken in den letzten Jahren genommen hat, zum größten Teil auf den Bau der Eisenbahn zurückzuführen. Daß gerade hierin der Anstoß zu einer neuen Entwicklung liegen konnte, verdankt der Ort einzig und allein der natürlichen Gunst seiner Lage. Von Nordosten tritt hier die Moselbahn (Koblenz-Trier) in die Thalweitung ein, während nach Norden das Killthal die Eifel aufschließt und den natürlichen Weg für die Eifelbahn (Köln-Trier) vorzeichnet. Außerdem ist Ehrang Kopfstation für die Lokalbahn des Trierer Thales und für eine Anschlußbahn nach Quint. Die Gunst der Lage beruht eben darauf, daß die Siedlung den Punkt bezeichnet, an dem die westöstliche Verkehrsachse des Schiefergebirges getroffen wird von dem bedeutendsten der Thälchen, die das Eifelplateau nach Süden gegen diese Achse hin öffnen. Gleichzeitig sind aber auch die anderen topographischen Faktoren aufs beste ausgenutzt. Die Flußterrasse am Fuße der Berge bietet einen auch gegen Hochwasser geschützten Baugrund und konnte zugleich in dem Winkel zwischen Kill und Bergwand Sicherheit gegen feindliche Angriffe gewähren. Das Wesentliche aber bleibt doch die Möglichkeit bequemer Verbindung mit der engeren und weiteren Nachbarschaft. Wichtigere Knotenpunkte des Verkehrs können sich in dem ganzen hier zur Untersuchung herangezogenen Gebiet nur dort bilden, wo die dem Lauf der Mosel zu Grunde liegende und vor allem in der Erstreckung der Wittlicher Senke zum Ausdruck gelangende Südwest-Nordost-Richtung durch mehr oder weniger meridionale Linien getroffen oder geschnitten wird. Natürlich sind es keine beherrschenden Verkehrszentren, die sich dann entwickeln, aber durch größere Einwohnerzahl und stattlicheres Aussehen erheben sich die betreffenden Orte doch über das Niveau der nur vom Ackerbau lebenden Siedlungen ihrer Umgebung. Dieser Vorzug der Lage ist es, den alle am Fuße der Berge liegenden Ortschaften vor den an das Flußufer gebundenen Siedlungen innerhalb der Trierer Thalweitung voraushaben, der daher auch in der Entwicklung von Ehrang und Biewer gegenüber Pfalzel eine nicht unwesentliche Rolle spielt, und es ist bezeichnend, wie unter den Siedlungen des ersten Typus gerade Kenn die geringste Entwicklung zeigt, das an der Mündung einer für den Verkehr kaum in Betracht kommenden Schlucht liegt und gleichzeitig von der Hauptstraße etwas abgerückt ist. Dem benachbarten Ruwer kommt es andrerseits besonders zu statten, daß das Thal des Baches weit in das Hunsrückplateau einschneidet. An seiner Mündung biegt daher die Hochwaldbahn von der Mosel ab, deren Bedeutung erheblich gewonnen hat, seit sie bis zur Nahe durchgeführt ist (Trier-Hermeskeil-Türkismühle).

Faßt man die bisherigen Ausführungen kurz zusammen, so ergeben sich drei Typen als charakteristisch für das Siedlungsbild der Trierer Thalweitung. Moselabwärts von Trier werden sie vertreten erstens durch Ehrang und Biewer, zweitens durch Ruwer und Quint, drittens durch Pfalzel. Die beiden ersten Gruppen kann man gemeinsam als Gebirgsrandsiedlungen dem dritten Typus der Flußufersiedlung gegenüberstellen. Die ersteren erwiesen sich als die älteren Anlagen, offenbar weil jene Plätze vor Hochwasser und in gewissem Grade auch

gegen feindliche Angriffe gesichert waren. Sie zeigten sich aber weiterhin im Verhältnis zu den Flußufersiedlungen bevorzugt, weil nur sie vermöge ihrer Lage aus einer stärkeren Entwicklung des Verkehrs Nutzen ziehen konnten. Verkehr und Industrie sind es aber bekanntlich allein, die regeres Leben und damit eine lebhaftere Entwicklung der Siedlungen zu erzeugen vermögen, eine Thatsache, die auch im weiteren Verlauf der Untersuchung Berücksichtigung finden muß. Sie erklärt auch die verhältnismäßig noch große Einwohnerzahl von Pfalzel. Denn der Ort nimmt dadurch, daß seine Bewohner fast alle als Industriearbeiter in der Umgegend thätig sind, teil an der industriellen Entwicklung der Nachbarsiedlungen.

Im Anschluß an die Trierer Thalweitung können passend noch zwei Siedlungen erwähnt werden, die zwar ihrem Areal nach zur Wittlicher Senke gehören, aber durch ihre Lage an der südlichen Mündung derselben und am Ufer der Mosel ebenso nahe Beziehungen zu dieser und zur Trierer Thalweitung zeigen. Es handelt sich um den stattlichen und wohlhabenden Flecken Schweich und das kleine unbedeutende Dorf Issel. Die Lage von Schweich ist in hohem Grade charakteristisch. Das flache Thälchen des Föhrener Baches öffnet hier die Wittlicher Senke gegen die Mosel, und seine Mündung bezeichnet natürlich den tiefsten Punkt dieser Oeffnung, den Punkt, den der Verkehr naturgemäß aufsuchen wird, wenn er von der Trierer Thalweitung aus nach Nordosten über die Mosel zur Wittlicher Senke strebt. Thatsächlich benutzt auch die Straße diese Stelle zum Uebergang über die Mosel, und notwendig mußte hier schon früh eine Siedlung entstehen. Aber sie findet sich nicht, wie man erwarten sollte, am Ufer des Flusses, sondern $^3/_4$ km von der Mosel entfernt breitet sie sich zu beiden Seiten des Föhrener Baches aus. Wo der Grund dieser auffallenden Erscheinung zu suchen ist, lehrt ein Blick auf die geologische Karte. Sie zeigt auf dem linken Moselufer, das sonst hier, soweit es zur Wittlicher Senke gehört, von Diluvium bedeckt ist, in weitem halbkreisförmigem Bogen alluviale Aufschüttungen, denen bodenplastisch eine flache, muldenförmige Abdachung gegen die Mosel hin entspricht, von der man nicht glauben sollte, daß der Fluß im stande sei, mit seinen Wassern sie zu füllen. Dennoch stand bei der großen Flut des Jahres 1784 die Mosel bis an die Kirche, die genau die Stelle bezeichnet, an der auf der einen Seite mit dem Alluvium die Abdachung beginnt, auf der anderen das Diluvium sich ausdehnt. Mit der Grenzlinie des letzteren fällt nun genau die Südgrenze von Schweich gegen die Mosel hin zusammen, denn die wenigen Häuser, die sich der Straße entlang südwärts erstrecken, gehören nicht mehr zu dem eigentlichen Siedlungskomplex. Deutlich wird hier also der Ort in seiner Ausdehnung durch die natürliche Beschaffenheit des Bodens bestimmt, und klar treten die Beziehungen hervor, die zwischen dieser und der Siedlungslage in gleicher oder ähnlicher Weise überall an der Mosel zur Geltung kommen, wo diluviale Terrassen hinter dem Alluvium sich erheben. In gesicherter Lage vermag also Schweich den Eingang zur Wittlicher Senke zu beherrschen, der verkehrsgeographisch von jeher von großer Bedeutung sein mußte. Denn, wie früher ausgeführt, bildet die Senke die gerade

nordöstliche Fortsetzung der Trierer Thalweitung und damit zugleich ein Glied der westöstlichen Verkehrsachse des Rheinischen Schiefergebirges, auf das die Straßen notwendig angewiesen waren, da das enge Durchbruchsthal der Mosel keinen Platz für sie ließ. Der Eingang in die Senke mußte aber um so wichtiger werden, als er zugleich mit dem Flußübergang verbunden war. Die Straße, die hier in Betracht kommt, ist ein Arm der Linie Trier-Koblenz und zugleich ein Stück der Linie Trier-Mainz. Sie folgt von Trier aus dem rechten Moselufer, geht bei Schweich auf das linke Ufer über und trifft in Hetzerat mit der anderen über Ehrang führenden Straße zusammen. Gegenüber der letzteren bedeutet sie eine beträchtliche Abkürzung, und so hat sie den Verkehr stets besonders stark angezogen. Die stattliche Einwohnerzahl von Schweich, die sich auf 3000 Seelen beläuft, liefert den Beweis dafür. Denn hier ist die blühende Entwicklung allein auf den Verkehr zurückzuführen, da Industrie nicht vorhanden ist. Natürlich veranlaßt das regere Verkehrsleben eine lebhaftere Bewegung der Bevölkerung, und einen statistischen Beleg dafür kann man darin erblicken, daß die Bewohnerschaft von Schweich auch protestantische Elemente enthält. Zwar ist ihre Zahl äußerst gering, aber die 2 %, die sie ausmachen, fallen doch ins Gewicht in einem Gebiet, das aus den Zeiten kurtrierischer Landeshoheit im allgemeinen sich eine rein katholische Bevölkerung bewahrt hat. Daß wirklich die mit dem Verkehr zusammenhängende Bewegung der Bevölkerung die Ursache ist, beweist der Umstand, daß überall, wo man aus der Lage des Ortes auf lebhaftere Verkehrsbeziehungen schließen kann, auch ein kleiner Prozentsatz von Protestanten sich findet, während in den rein landwirtschaftlichen Siedlungen, deren Bevölkerung zäh an der Scholle haftet, die Bewohner ausschließlich katholisch sind. Mit voller Berechtigung kann man also sagen, daß diese Art konfessioneller Verteilung innerhalb der alten kurfürstlichen Territorialgrenzen geographisch zu erklären ist. Es braucht kaum wiederholt zu werden, daß die verkehrsgeographische Bedeutung auch von Schweich nur relativ verstanden werden darf. Im Vordergrund der wirtschaftlichen Thätigkeit stehen Ackerbau und Obstkultur. Daneben beginnt hier auch der Weinbau eine Rolle zu spielen, der für die bisher betrachteten Siedlungen der Trierer Thalweitung weniger von Bedeutung ist, aber in dem nun folgenden Erosionsthal der Mosel den Mittelpunkt des ganzen Wirtschaftslebens bildet. Neben Schweich tritt das benachbarte Issel sehr zurück. Es liegt etwas oberhalb hart am Ufer der Mosel, aber gleichfalls auf Diluvium, das hier bis an den Fluß heranreicht. Abseits von jeder größeren Straße gelegen, macht der Ort, der ebenso wie Schweich der ersten Siedlungsperiode angehört, einen ärmlichen Eindruck. Die Einwohner treiben Ackerbau, arbeiten aber zum größeren Teil in dem Hüttenwerk Quint.

Wenn die Darstellung nunmehr zu dem Durchbruchsthal der Mosel übergeht, so mag hierbei bemerkt werden, daß bei der ungeheuren Dichte der Besiedlung eine eingehende Besprechung jeder einzelnen Siedlung nicht möglich, im Rahmen der vorliegenden Untersuchung aber auch nicht erforderlich ist. Der Abschnitt über die Oberflächenformen hat bereits gezeigt, daß sich das Moselthal auf der

Strecke zwischen Schweich und Reil nach bestimmten sich wiederholenden Grundformen gliedern läßt, und es ist anzunehmen, daß diese Thatsache nicht ohne Einfluß auf die Verteilung und Lage der Siedlungen sein wird. Da es sich um ein verhältnismäßig schmales Thal handelt, in dem sich auf einer Strecke von 80 km nicht weniger als 50 Siedlungen am Flußufer aneinanderreihen, so ist selbstverständlich, daß bei dem steten Wechsel zwischen Steil- und Terrassenufer auch Anlage und Gruppierung der Siedlungen gewisse Grundformen in mehr oder weniger regelmäßiger Wiederholung erkennen lassen. Hier soll es vor allem darauf ankommen, diese Grundformen nachzuweisen und ihre Bedingtheit verstehen zu lernen, etwa vorhandene Gesetzmäßigkeiten zu erkennen und im Anschluß daran Typen der Siedlungsanlage und -verteilung aufzustellen. Es wird sich demgemäß empfehlen, den Teil des Thales, der vor dem Beginn jener charakteristischen, mehr oder weniger variierten Serpentinen liegt, zunächst und gesondert zu betrachten, dann aber den weiteren Verlauf nach den großen Zügen zusammenzufassen, die sich bei aufmerksamer Beobachtung ganz von selbst ergeben.

Nachdem die Mosel in das Schiefergebirge eingetreten ist, verfolgt sie zunächst in geradem Lauf ostsüdöstliche Richtung bis Mehring. Der Thalboden ist nicht ganz 1 km breit und nimmt mit seinen alluvialen Aufschüttungen hauptsächlich das rechte Ufer ein, während am linken nur eine schmale Alluvion dem steilen, ganz mit Weinbergen bedeckten Abhang des Mehringer Berges vorgelagert ist. Das Diluvium beginnt erst in einer Höhe von etwa 20 m über der Thalsohle und bedeckt die sanfteren Hänge der rechtsseitigen Berge. Für die Anlage von Thalsiedlungen kommt es nicht mehr in Betracht. Diese sind daher an das Alluvium gebunden, dessen Terrassen hier eine beträchtliche Höhe erreichen und dementsprechend auch größere Sicherheit bieten. Nicht weniger als fünf Siedlungen, und zwar alle aus der ersten Siedlungsperiode, drängen sich in dem Thal auf eine Strecke von 3½ km Stromlänge zusammen. Selbst der schmale Alluvialstreifen des linken Ufers ist ausgenutzt, wenn es auch nur zwei kleine Dörfchen sind, wohl die kleinsten im ganzen Gebiet der Untersuchung, die sich hier dem Fuß des Mehringer Berges angeschmiegt haben. Das größere, Longen, ist ziemlich tief in eine zur Mosel sich öffnende Schlucht hineingebaut, während das kleinere Lörsch, dieses Vorteils entbehrend, kein besonderes Charakteristikum der Lage besitzt, wenn man ein solches nicht eben darin erblicken will, daß auch hier die Siedlung sich möglichst weit vom Ufer zurückzieht. Größer sind die Dörfer des rechten Ufers, entsprechend dem freieren Raum, der ihrer Ausbreitung hier zur Verfügung stand. Während zwei von ihnen, Kirsch und Longuich, an der Mündung kleiner Bäche am Ufer der Mosel liegen, ohne jedoch den Schutz der Terrasse zu entbehren, zeigt das dritte, Riol [1]), eine Lage, wie sie weiterhin an der Mosel nicht mehr zu beobachten ist. Sie ist dadurch so auffallend, daß der Ort gerade an der Stelle am weitesten von der Mosel zurückgeschoben ist, wo das Alluvialufer seine

[1]) Gespr. Riōl, lat. Rigodulum.

breiteste Ausdehnung gewinnt und verhältnismäßig die stärkste Erhebung zeigt. Gerade hier ist die Hochwassergefahr am wenigsten drohend, und dennoch scheinen die Ansiedler sie ängstlich gemieden zu haben. Wenigstens ist nur aus diesem Bestreben die Lage des Ortes zu verstehen, der mehr auf dem Abhang des Berges als am Fusse desselben sich erhebt. Denn daß die Siedlung den Eingang zu der hinter ihr sich öffnenden Schlucht hätte beherrschen sollen, ist nicht anzunehmen, da diese niemals, ebensowenig wie heute, von Bedeutung gewesen sein kann. Man möchte daher Riol, ebenso wie Longuich und Kirsch, als Flußufersiedlung auffassen, wenn nur nicht der Ort so hoch und von der Mosel so entfernt gelegen wäre. Und dennoch hat diese Auffassung Berechtigung. Inwiefern, zeigt eine genauere Betrachtung der Oertlichkeit an der Hand der geologischen Karte. Oberhalb und unterhalb von Riol treten die Berge dichter an die Mosel heran, unterhalb so dicht, daß sie nur durch die Straße vom Flusse getrennt sind. Sie bilden daher eine Art Kessel, der gegen die Mosel weit geöffnet ist und dessen Boden als eine weite, halbkreisförmige Ebene sich vor dem Dorfe Riol ausbreitet. Im Inneren dieser Ebene, die nur aus alluvialen Bildungen besteht, läßt sich eine auf beiden Seiten durch Terrassen begrenzte und nur zum Wiesenbau verwendete Einsenkung verfolgen, die sich am Fuße der Berge entlang zieht und den größeren Teil der Ebene wie eine Insel abgliedert. Dieser inselartige Teil hat die Gestalt eines Kreissegments, dessen Sehne die Mosel bildet, und muß in der That als eine frühere Flußinsel betrachtet werden. Denn die genannte Einsenkung ist offenbar nichts anderes als das Bett eines alten Moselarms, der noch in historischer Zeit bestanden haben muß. Durch einen glücklichen Zufall ist es möglich, dieses allein mit Hilfe der geologischen Karte gewonnene Resultat durch zwei historische Zeugnisse als richtig zu bestätigen. Einmal bezeichnet Tacitus bei der Schilderung der früher erwähnten Schlacht, für die ihm zweifellos eine auf genauer Ortskenntnis beruhende Quelle zur Verfügung stand, Rigodulum als „montibus aut Mosella amne saeptum", und ferner heißt es in dem oben schon genannten Oertelschen Itinerar: „Hinc [von Trier aus] secundo Mosellae flumine navigantibus in dextra II circiter M. pagus Reol, loco alto ad lapidis iactum a ripa, montibus fere circumcinctus" [1]). Es bedarf kaum eines Nachweises, daß das Bild der Lage, wie es bei Tacitus, namentlich aber bei Oertel entgegentritt, den heutigen Verhältnissen nicht mehr entspricht. Denn wenn der Ort heute etwa $^3/_4$ km von der Mosel abgerückt ist, so kann man ihn nicht als „einen Steinwurf etwa vom Ufer entfernt" bezeichnen. Die Angaben entsprechen aber durchaus der Wirklichkeit, wenn man sie auf den heute trocken liegenden Moselarm bezieht. Zugleich wird damit auch die Lage des Ortes völlig verständlich. Thatsächlich ist Riol ursprünglich eine Flußufersiedlung, die mit Rücksicht auf den früheren Flußlauf an dieser Stelle angelegt worden ist und nur durch die Veränderung des Mosellaufs den Charakter der Flußufersiedlung verloren hat. Man geht wohl nicht

[1]) Ortelius et Vivianus, Itinerarium per nonnullas Galliae Belgicae partes, S. 65.

fehl, wenn man diese Veränderung auf künstliche Eingriffe zurückführt. Denn die auffallend geradlinige Richtung des heutigen Laufs weist darauf hin, daß hier zur Vertiefung der Fahrrinne Korrektionen vorgenommen worden sind, denen auch jener alte Arm, wahrscheinlich durch Abdämmung, zum Opfer gefallen ist. Sie müssen dem 17. oder 18. Jahrhundert angehören, denn die Reise Oertels zusammen mit dem Kaufmann Vivian, auf der jenes Itinerar beruht, fällt ins Jahr 1575, und andrerseits erwähnt v. Stramberg, dessen Reisebeschreibung 1837 erschien, weder die Insel noch eine Flußkorrektion. Er kennt nur eine schmale, aber lange Insel am linken Ufer, die auch heute noch bei Hochwasser zu beobachten ist. — Aus dem vorhergehenden ergiebt sich, daß die bisher genannten Siedlungen innerhalb des Schiefergebirges in Beziehungen zu Thälchen oder Einschnitten der hinter ihnen liegenden Höhen stehen, mit Ausnahme von Lörsch, das bezeichnenderweise auch die kleinste dieser Siedlungen ist. Der gleiche Gesichtspunkt war auch maßgebend bei der Anlage des wenig unterhalb gelegenen Mehring. Hier münden gemeinsam mehrere kleine Thälchen und Schluchten, und wiederum entspricht den natürlichen Bedingungen auch die Bedeutung der Siedlung. Der Ort ist ein stattliches Dorf von annähernd 1400 Einwohnern und zieht sich vom Ufer der Mosel bis weit in die Thälchen hinein. Er treibt hauptsächlich Weinbau und besitzt zum Teil recht gute Lagen. Daher kommt es, daß er schon von Pippin der Abtei Prüm überwiesen wurde (762), die auch noch andere Güter an der Mosel besaß. In ähnlicher Abhängigkeit befanden sich während des Mittelalters die meisten Weinorte des Moselgebietes. Sie waren fast alle im Besitz von Klöstern, die natürlich nicht nur ihren Meßwein von hier bezogen, und zwar waren es hauptsächlich Trierer und Eifeler Klöster, die schon früh hier festen Fuß gefaßt hatten, so daß der weltliche Besitz fast kaum eine Rolle spielte.

Gleich hinter Mehring bildet die Mosel die erste scharfe Kurve, mit der die Serpentinen und damit jene Halbinseln beginnen, die nach ihrer Entstehung und Gestalt bereits im 2. und 3. Kapitel näher beschrieben wurden. Sie reihen sich wechselseitig aneinander und bilden dadurch innerhalb des Gebietes der Untersuchung eine Kette, unter deren Gliedern man zwei Formen als besonders charakteristisch unterscheiden kann. Alle haben das gemein, daß sie in niedrigen, sanft geneigten Terrassen allmählich sich zum Flußufer abdachen. Der dadurch geschaffene Flachboden mußte natürlich von jeher die Siedlungen anziehen, um so mehr, als das auf der anderen Seite ihm entsprechende Steilufer keinen Raum für Ansiedlungen läßt oder doch nur dort, wo ein Thälchen oder eine Schlucht sich öffnet. Indem nun die flache Böschung der Terrassen in die steilere des angrenzenden Gebirges übergeht, gewinnt das ganze Siedlungsbild des Moselthals etwas Einheitliches, in sich Geschlossenes, ein Zug, der natürlich begründet ist in dem Charakter des tief ausgearbeiteten Erosionsthales. Er giebt zugleich nicht nur die Möglichkeit, sondern auch die Berechtigung, das Moselthal siedlungsgeographisch allein für sich, ohne Rücksicht auf die angrenzenden Hochflächen zu behandeln, womit nicht gesagt sein soll, daß zwischen beiden überhaupt keine Beziehungen vorhanden sind.

Aber Anlage und Verteilung der Siedlungen stehen unter so verschiedenen Bedingungen, daß siedlungsgeographisch beide als besondere, ausgeprägte Individualitäten betrachtet werden müssen. Das Moselthal, das allein hier in Frage kommt, ist vor allem dadurch charakterisiert, daß alle Siedlungen mit dem Strom in Verbindung stehen. Er ist das Band, an dem sie eine neben der anderen aufgereiht sind, aber nicht regellos und willkürlich, sondern mit einer gewissen Gesetzmäßigkeit. Diese hat ihren Grund einmal in der Wiederholung bestimmter bodenplastischer Formen und andrerseits in der großen Dichte der Besiedlung, die, indem auf je 1,6 km Stromlänge eine Siedlung kommt, allen auch nur irgend geeigneten Raum ausgenutzt hat.

Um jene Gesetzmäßigkeit zu erkennen, wird man daher am besten die Flußhalbinseln näher ins Auge fassen. Zwei von ihnen heben sich zunächst als besonders bezeichnend heraus, indem sie wie zwei mächtige Rechtecke aus dem rechten Ufer hervortreten. Die beiden Längsseiten und eine Schmalseite sind vom Strom umflossen, und während die letztere etwa 3 km lang ist, messen die ersteren mindestens 4 km. Es ist nun nicht der ganze Flächeninhalt dieser Rechtecke von den Terrassen bedeckt, vielmehr sind diese nur auf den von der Mosel begrenzten Seiten dem das Innere erfüllenden Gebirgssockel vorgelagert, und dieser tritt ohne Terrassen mit schroffem Abhang bis dicht an den Fluß heran, wo die Halbinseln in den Rumpf des Ufers übergehen. Für die Siedlungen kommen nur die Terrassen in Betracht, aber es ist interessant zu sehen, in welcher Weise sie sich verteilen. Jedesmal sind es vier Siedlungen, die genau die entsprechenden Punkte auf den beiden Halbinseln einnehmen. Diese Punkte sind einmal die beiden von der Mosel umflossenen Ecken und außerdem jene Stellen, an denen die Berge vom Ufer zurücktreten und die Terrassen sich auszubreiten beginnen. Der erste Typus wird vertreten durch Thörnich und Köwerich, Rachtig und Erden, der andere durch Detzem und Leiwen, Zeltingen und Kindel-Lösnich [1]). Alle diese Orte sind reine Flußufersiedlungen, nehmen meist jene als untere Terrasse bezeichneten Diluvialbildungen ein und reichen nirgends, wo sie auf das vorgelagerte Alluvium übergreifen, über die von diesem gebildete Terrasse hinaus. Das eigentlich Charakteristische ihrer Lage aber besteht darin, daß sie nach ihrem Gesamtcharakter keinerlei Beziehungen zu Thälern oder Schluchten des eigenen oder gegenüberliegenden Ufers zeigen. Sie stellen damit eine besondere Gattung der Flußthalsiedlungen dar. Denn während diese im allgemeinen stets zu mehr oder weniger bedeutenden Einschnitten in den das Thal begrenzenden Höhen in Beziehung stehen, bei ihrer Lage also der Gesichtspunkt bequemer Verbindung mit der Nachbarschaft eine wesentliche Rolle spielt, fällt dieses Moment bei den Terrassensiedlungen der Halbinseln vollständig fort. Sie zeichnen sich im Gegenteil durch eine gewisse Isolierung aus, da jene Halbinseln dadurch, daß sie auf drei Seiten vom Fluß und auf der vierten vom Gebirge

[1]) Die beiden letztgenannten Siedlungen gehören zwar zu verschiedenen Gemeinden, liegen aber so dicht bei einander, daß sie siedlungsgeographisch unbedenklich als eine Siedlung aufgefaßt werden können.

umrahmt sind, eine geradezu insulare Abgeschlossenheit besitzen. Die Siedlungen aber genießen dadurch in besonderem Maße den Schutz, den „landzungenartige, umflossene Stellen“ an und für sich schon gewähren. Und daß bei der Anlage neben dem Bestreben, den guten Boden der Terrassen nutzbar zu machen, vor allem das Schutzbedürfnis von Einfluß war, beweist die Auswahl der Plätze. Denn gerade die Winkel zwischen Mosel und Gebirge und ebenso die von der Mosel umflossenen Ecken zeichnen sich durch eine besonders geschützte Lage aus. Man wird daher mit Recht in diesen Siedlungen die ältesten Anlagen der ersten Siedlungsperiode erblicken dürfen. Ihre Namen sind bis auf Detzem [1]) keltischen Ursprungs. Aber bezüglich dieses Ortes muß gleich bemerkt werden, daß die Straße Trier-Mainz, an der er liegt, wahrscheinlich ebenso wie die Kölner Route der frühesten römischen Zeit angehört, jedenfalls von Cerialis schon benutzt wurde, und außerdem ist es nicht ausgeschlossen, daß mit der Zunahme römischer Elemente auch eine ursprünglich keltische Siedlung römischen Namen annahm. Die Lage von Detzem spricht jedenfalls dafür, daß die Stelle schon vor der Ankunft der Römer besiedelt war. Denn auch die beiden anderen großen Halbinseln des rechten Ufers, deren Gestalt nicht so geometrisch regelmäßig ist, zeigen in der entsprechenden Lage nur Siedlungen mit keltischem Namen, Neumagen, Wintrich und Andel.

Ein in manchen Zügen entgegengesetztes, in gewissem Sinne aber auch wieder ähnliches Bild bietet die andere, hauptsächlich für das linke Ufer charakteristische Halbinselform. Die Aehnlichkeit liegt darin, daß auch hier wieder die Lage der Siedlungen Beziehungen zu irgend welchen Einschnitten des eigenen oder gegenüberliegenden Ufers nicht erkennen läßt. Die Unterschiede aber sind durch die verschiedene bodenplastische Gestaltung bedingt. Keine dieser Halbinseln mißt in der Breite mehr als 1200 m, und der von den Terrassen bedeckte Raum ist infolgedessen verhältnismäßig schmal. Auf jede Halbinsel kommt daher nur eine Siedlung — es sind die Dörfer Pölich, Trittenheim, Minheim und Wolf, letzteres auf dem rechten Ufer —, die aber zusammen in den Einzelheiten ihrer Lage eine ganz überraschende Uebereinstimmung entfalten. Im Gegensatz zu den zuerst behandelten Halbinseln ziehen sich hier die Terrassen nicht um die ganze Landzunge herum, sondern begleiten nur die stromab gelegene Seite derselben. Auf der anderen Seite erhebt sich das Grundgebirge, aber in einer verhältnismäßig geringen Höhe, so daß es sich entsprechend sanfter zu den vorgelagerten Terrassen abdachen kann. Dadurch wird diesen jene insulare Abgeschlossenheit genommen, sie sind zugänglicher und dementsprechend weniger geschützt. Deutlich spricht sich diese Thatsache in den Namen der Siedlungen aus, die bis auf Pölich alle deutschen Klang haben, zu einer Zeit also entstanden oder doch ausgebaut worden sind, als man auf die Sicherheit der Lage nicht mehr so großes Gewicht legte. Die Siedlungen selbst nehmen nicht mehr jene Stellen ein, wo die Terrassen an das Grundgebirge sich anlehnen, sondern liegen frei auf der Terrasse, und zwar möglichst an der Spitze

[1]) = ad decimum lapidem.

der Halbinsel. Von der Mosel sind sie im allgemeinen etwas weiter entfernt als die vorher genannten, weil sie strenger als diese die Grenze der unteren Diluvialterrasse beobachten. Zum gleichen Typus hat man auch Kues [1]) zu rechnen, dessen Halbinsel in allen Dimensionen zwar größer, aber doch ähnlich gebaut ist wie die zuvor besprochenen. Der Typus der Lage ist deshalb derselbe, weil auch hier der Name, dem nachweisbar ein mittellateinisches Wort zu Grunde liegt [2]), auf spätere Besiedlung schließen läßt und bei der Anlage auf eine bequeme Verbindung mit den rückwärts oder gegenüber gelegenen Höhen keine Rücksicht genommen ist. Denn wenn heute Kues mit Bernkastel, das bekanntlich Mündungssiedlung ist, meist zusammen als eine Siedlung genannt wird, so muß betont werden, daß gegenüber von Bernkastel im Anschluß an den Brückenkopf, das Hospital und den Bahnhof eine ganz neue Ansiedlung sich entwickelt hat, die von dem eigentlichen Kues vollständig getrennt ist. Nach der Stromlänge gemessen liegt der Ort stark 1 km oberhalb der Mündung des bei Bernkastel in die Mosel fallenden Tiefenbachs, eine Entfernung, die bei den kleinen hier in Betracht kommenden Verhältnissen zur Genüge beweist, daß es sich bei der ersten Anlage nicht um eine an den Flußübergang gebundene Doppelsiedlung handelte, ganz abgesehen davon, daß die Siedlung ursprünglich nur die mittlere Terrassengruppe des Diluviums benutzte, die durch die untere Gruppe und das Alluvium von der Mosel getrennt wird und bekanntlich mindestens 20 m höher liegt als der Hochwasserspiegel des Flusses. Wenn heute die Häuser von Kues sich bis an den Rand der Alluvialterrasse ausdehnen, so hat man darin ebenso wie in der mit dem Bahnhof verbundenen Anlage an dem Brückenkopf ein Ergebnis neuzeitlichen Verkehrsaufschwunges zu sehen, wovon weiter unten noch die Rede sein wird.

Kommt jener Typus der Thalsiedlungen, der allein durch die Lage am Ufer des Flusses charakterisiert wird und keine Beziehungen zu irgend welchen Einschnitten der Thalwände aufweist, in den bisher genannten Orten am klarsten zum Ausdruck, indem er in sehr bezeichnenden, durchaus analogen Fällen sich mehrmals wiederholt, so ist er damit noch nicht erschöpft. Vor allem ist es jene durch ihren natürlichen Schutz ausgezeichnete Lage in dem Winkel zwischen der Mosel und den von ihr zurücktretenden, steil aufstrebenden Thalwänden, die sich noch öfter beobachten läßt und, wenn die natürlichen Verhältnisse es gestatten, mit einer solchen Regelmäßigkeit ausgenutzt ist, daß man wirklich von Gesetzmäßigkeit sprechen darf. In dem Gebiet der Untersuchung sind bezeichnende Vertreter dieses Typus außer den genannten Orten die Dörfer Kinheim und Kröv, in den Winkeln einer kleineren Halbinsel des linken Ufers, und ähnlich ist weiter unterhalb die Lage von Burg und Reil, nur daß bei Reil sich das Thal eines allerdings sehr unbedeutenden Baches öffnet. Die Namen Kinheim und Burg, be-

---

[1]) Gespr. Küs. Geburtsort des Gelehrten und Kardinals Nicolaus Cusanus (1401—1464), dessen wohlthätige Stiftung, das zur Aufnahme und Pflege älterer armer Leute bestimmte „Hospital", noch heute sein Andenken bewahrt.

[2]) Vgl. Cramer, Rheinische Ortsnamen, S. 101.

sonders der letztere, vermögen übrigens zu zeigen, daß jene geschützte Lage in keltischer Zeit überall noch nicht ausgenutzt war, und hierbei kann gleichzeitig bemerkt werden, daß man für jene Zeit, in der der Weinbau hier noch nicht bekannt war, eine so dichte Besiedlung, wie sie sich aus den keltischen Ortsnamen ergiebt, ausschließlich in der Form von Dörfern jedenfalls nicht für das Moselthal annehmen darf. Denn der Ackerbau, der ja nur auf dem Boden der Terrassen betrieben werden konnte, hätte allein unmöglich eine so zahlreiche Bevölkerung ernähren können. Auch dieser Gesichtspunkt macht daher das Vorherrschen der Einzelsiedlung für die keltische Zeit wahrscheinlich. Erst der Anbau des Rebstocks, der gerade in dem hier behandelten Abschnitt des Moselthals auf den steilen Hängen des Schiefergebirges die vorzüglichsten Lagen fand, legte mit der intensiven Bewirtschaftung die Grundlage zu der enormen Verdichtung der Bevölkerung, die das enge Moselthal heute als eine Zone von bedeutendem Kulturwert innerhalb der wenig ergiebigen und dünn besiedelten Hochflächen des Schiefergebirges hervortreten läßt. Betrug doch auf der rund 80 km langen Strecke zwischen Schweich und Reil, wenn man die für Besiedlung und Anbau in Betracht kommende Breite des Thales mit $1^1/_2$ km im Durchschnitt berechnet, für das Jahr 1895 die Bevölkerungsdichte 331, d. h. mehr als halbmal so viel als in der gleichen Zeit die Dichte der Rheinprovinz. Es ist daher nicht ausgeschlossen, daß die Ausbreitung des Weinbaus auch die Neuanlage von Siedlungen veranlaßt hat. Als solche darf man wohl drei Ortschaften betrachten, die nach ihrem Namen zu urteilen römischen Ursprungs sind und nach ihrer Lage ebenfalls zu dem bisher besprochenen Typus der reinen Thalsiedlungen gerechnet werden können. Bei zweien von ihnen, Ferres und Piesport, tritt die Thalwand sowohl unmittelbar ober- als auch unterhalb des Ortes dicht an die Mosel heran, bei Kesten breitet sich unterhalb ein ausgedehntes Flachufer aus. Für alle drei aber ist charakteristisch, daß in ihrer Umgebung kein Diluvium vorhanden ist, ja bei Ferres und Piesport nicht einmal eine Alluvialterrasse. Da die Siedlungen infolgedessen Ueberschwemmungen leicht ausgesetzt sind, so ist die Wahl des Platzes und das zähe Festhalten an demselben nur dadurch zu erklären, daß von ihm aus äußerst günstige Weinlagen sehr bequem zu erreichen sind. Denn gleich hinter diesen Orten steigen die Weinberge in amphitheatralischen Terrassen auf, die gegen Süden gewandt den Sonnenstrahlen vom Morgen bis zum Abend zugänglich sind. Ganz ähnlich ist weiter unterhalb auf dem rechten Ufer Graach gelegen, das jedoch dadurch vor Hochwasser geschützter ist, daß es zum großen Teil einen den Rand der Thalsohle bedeckenden Schuttkegel benutzt. Die vor dem Ort sich ausbreitenden und bis unterhalb des berühmten Josefshofs reichenden Wiesenflächen kommen für den Schutz der Lage weniger in Betracht. Es sind junge alluviale Bildungen, die künstlich landfest gemacht worden sind, bei Hochwasser aber ihren ursprünglichen insularen Charakter sofort wieder verraten. Schuttkegel spielen auch bei der Lage der schon genannten Orte Wintrich, Andel und Kröv eine Rolle. Nur sind sie hier auf den Diluvialterrassen aufgetürmt und im allgemeinen von größerer Mächtigkeit, die bei Wintrich z. B. 4 m

übersteigt. Nicht immer ist die Lage der Orte in Bezug auf ihre Weinberge so günstig wie bei Piesport und Graach. Vornehmlich sind es die frei auf den Terrassen liegenden Siedlungen, die meist durch die Mosel von ihren Bergen getrennt sind. So ist z. B. der auf dem linken Ufer bei Kesten beginnende Brauneberg zum großen Teil im Besitz der auf dem anderen Ufer liegenden Dörfer Dusemond und Filzen. Sie nehmen beide die unteren Terrassen jener größten Halbinsel des rechten Ufers ein, die durch Wintrich und Andel flankiert wird, und können als weitere Glieder jener Siedlungsgruppe aufgefaßt werden, die ihre bezeichnendsten Vertreter in Pölich, Trittenheim, Minheim und Wolf besitzt und auf dem rechten Ufer noch durch die auf einer vorgeschobenen Ecke zusammengedrängten und in einer Gemeinde vereinigten Dörfer Nieder-Emmel, Müstert und Reinsport, auf dem linken Ufer durch Wehlen vertreten ist.

Es ist eine Thatsache, die nicht übersehen werden darf, daß von den Siedlungen des Moselthals zwischen Mehring und Reil nicht weniger als drei Viertel zu der Klasse zu rechnen sind, deren Schilderung im vorhergehenden versucht worden ist. Sind alle diese Orte nun völlig isoliert und ohne Verbindung mit ihrer Nachbarschaft? Schon bei Erörterung der allgemeinen Siedlungsbedingungen wurde betont, daß keine menschliche Niederlassung denkbar ist ohne Beziehungen zu Nachbarsiedlungen, und diese Wahrheit muß natürlich auch hier sich geltend machen. Zwar sind die bisher erwähnten Siedlungen, eingebettet in die tiefe Rinne des Erosionsthales, gegen die angrenzenden Hochflächen mehr oder weniger abgeschlossen, d. h. es fehlt ihnen in den meisten Fällen an einer natürlichen Verbindung mit diesen durch ein Thal oder eine Schlucht. Aber damit sind ihnen nicht alle Möglichkeiten des Verkehrs benommen. Der natürliche Weg, der für ihre Beziehungen zu Nachbarsiedlungen in Betracht kommt, ist der Fluß. Nicht nur der Schutz, den er gewährt, nicht nur die Fruchtbarkeit seines Thales machte ihn den Ansiedlern wert- und bedeutungsvoll, auch die Verkehrserleichterung, die er ermöglicht, mußte von jeher eine Rolle spielen. Die Mosel vereinigt somit in ihrem Charakter alle die Elemente, die nach Ratzel ein Band festen Zusammenhangs zwischen Fluß und Volk zu knüpfen vermögen, und daraus erklärt sich die innige Anhänglichkeit an den Strom, die noch heute für den echten „Mosellaner" so charakteristisch ist.

Was nun die Verkehrsbedeutung angeht, so beruht sie weniger auf der Rinne im Boden als auf dem Weg von Wasser, eine Thatsache, die bedingt ist durch die Formen des Thales und dadurch bewiesen wird, daß noch bis heute keine einzige größere Straße die Furche des hier behandelten Thalabschnittes in ihrer ganzen Ausdehnung benutzt. Zwei Momente sind es, durch die das Thal gerade auf dieser Strecke für einen größeren Verkehrsweg unbrauchbar wird. Einmal macht der fortwährende Wechsel zwischen Steil- und Terrassenufer die Anlage eines Weges sehr schwierig, dann aber lassen die starken, verkehrswidrigen Krümmungen des Thales dieselbe höchst unzweckmäßig erscheinen, da sie einen Thalweg zu ungeheuerlichen Umwegen zwingen würden. Von jeher haben daher die großen Straßen das Moselthal gemieden, das bei anderen bodenplastischen Formen für zwei Routen von

großem Wert hätte sein können. Es sind die Linien, die nach Osten die Trierer Thalweitung erstens mit der Mündung von Mosel und Lahn und zweitens mit der Mündung von Nahe und Main verbinden, d. h. die Straßen Trier-Koblenz und Trier-Mainz. Beide Routen haben schon in römischer Zeit bestanden, und während die letztere als ein Glied der Verbindung zwischen der Hauptstadt von Belgica und dem Sitz des Legaten von Germania superior (Reims-Trier-Mainz) nachweislich schon dem 1. Jahrhundert angehört, ist die erstere vielleicht erst eine Schöpfung der späteren Jahrhunderte, als es galt, die Befestigungen des Neuwieder Beckens auf dem kürzesten Wege mit dem inneren Gallien zu verbinden. Die Straße Trier-Koblenz[1]) verließ, wie schon oben näher ausgeführt, die Mosel noch innerhalb der Trierer Thalweitung, überschritt den Quintbach oberhalb seiner Mündung, führte durch den Meulenwald nach Föhren und folgte von hier aus genau in nordöstlicher Richtung der Wittlicher Senke, aus der sie erst bei Olkenbach an der Alf heraustrat, um über Hontheim und Kaisersesch, meist in der Richtung der heutigen, zum Teil auf römischer Grundlage erbauten Chaussee, an den Rhein zu gehen. Bekanntlich verfuhren die Römer bei der Anlage ihrer Straßen im Gegensatz zu dem modernen Kunststraßenbau, der im kommerziellen Interesse auf möglichst bequeme Verbindung aller bedeutenderen Orte den größten Wert legt, nach dem Prinzip der geraden Linie, d. h. sie suchten zwei Endpunkte möglichst auf dem kürzesten Wege zu verbinden, lediglich geleitet durch militärische Rücksichten, die außer der Sicherheit möglichste Schnelligkeit des Verkehrs erforderten. Daß dieser Gesichtspunkt auch bei der genannten Straße maßgebend gewesen war, dafür lieferte noch die neueste Zeit einen deutlichen Beweis. Die Halfen, die vor der Einführung der Dampfschiffahrt mit ihren Pferden die Schiffe stromaufwärts zogen, benutzten, wenn sie wieder nach Koblenz zurückritten, innerhalb der Wittlicher Senke nicht die moderne Straße, sondern die alte Römerstraße, die damals in allen Teilen noch besser erhalten war als heute. Ihnen mußte es vor allem auf den kürzesten Weg ankommen, und den bot eben die römische Anlage. Auf einer größeren Strecke als die Koblenzer benutzte die Mainzer Straße, wenigstens in ihrer ersten Anlage, das Thal der Mosel, indem sie von Trier aus dem rechten Ufer bis Neumagen folgte. Innerhalb der Trierer Thalweitung ist sie nicht mehr erhalten. Ihre ersten Spuren finden sich in dem sogen. Kimmweg, der von der Schweicher Fähre moselabwärts bei Kirsch und Longuich vorbeiführt[2]). Sie ging nun nicht, die erste große Moselserpentine vermeidend, über die Höhe des Plateaus zwischen Mosel und Dhronbach hinab nach Neumagen, wie F. W. Schmidt, der die Erforschung der Römerstraßen im Rheinland zuerst in Angriff nahm[3]),

[1]) So soll sie in Analogie mit der modernen Straße kurz genannt werden, wenngleich nicht feststeht, ob der eigentliche Endpunkt Koblenz oder Andernach war. Wahrscheinlich teilte sie sich vorher und führte sowohl nach Koblenz wie nach Andernach.

[2]) Die alten Römerstraßen werden im Rheinland und in Luxemburg vielfach Kimm genannt, was nach Cramer auf ein romanisches caminus (frz. chemin) zurückgeht. Vgl. Rheinische Ortsnamen, S. 109.

[3]) Die Ergebnisse seiner Arbeiten sind nach den hinterlassenen Papieren

glaubte, sondern sie folgte der Schleife des Flusses über Detzem, wie, abgesehen von dem Namen dieses Ortes, der neuerliche Fund eines Meilensteins an der Pölicher Halt beweist. Im März 1902 stieß man bei der Tracierung der noch zu erwähnenden Bahn Trier-Bullay gegenüber von Pölich an dem Abhang des Steilufers auf die Beschotterung einer Römerstraße und fand gleichzeitig einen Meilenstein aus dem Jahre 212, der die Entfernung auf 9 Leugen angiebt[1]). Zwar lassen sich auch auf der Höhe Spuren einer römischen Straße verfolgen, aber dieser Stein, der, etwa 2½ km oberhalb Detzem gefunden, zugleich den Beweis liefert, daß dieser Ort wirklich nach dem 10. Meilenstein benannt ist, läßt keinen Zweifel, daß die Hauptstraße der Mosel folgte. Die Folgezeit hat diesen Bau, der mit großer Kunst der steilen Halde entlang geführt war, nicht zu erhalten gewußt, und heute ist auch nicht mehr die Spur eines Weges ohne Grabungen zu erkennen[2]). Unterhalb Neumagen überschritt die Straße den Dhronbach und erklomm dann, mit einer starken Biegung nach Süden dem Anstieg der Terrassen folgend, das Plateau des Hunsrück, um über den Stumpfen Turm (vicus Belginum) und Kirchberg (Dumnissus), wo sie auf große Strecken noch ausgezeichnet erhalten ist, nach Bingen und Mainz zu führen[3]). Es kann nun auffallen, daß hier also doch eine größere Straße das Moselthal benutzt hat, allerdings, wie gleich hinzugefügt werden muß, auf einer verhältnismäßig kurzen Strecke, und es bedarf der Erklärung, warum gerade die Römerstraße den Umweg nicht gescheut hat, zu dem die beiden ersten Moselschleifen sie zwangen. Außer der genannten Straße, die sowohl auf der Peutingerschen Tafel wie in dem Itinerar des Antonin angegeben ist, verzeichnet das letztere allein noch einen Arm, der nach den erhaltenen Spuren gleich unterhalb Trier bei der Mündung des Aveler Bachs aus der Thalweitung zum Hunsrück aufstieg und, über Büdlicher Brück und Gräfendhron in gerader Richtung ostnordöstlich verlaufend, auf der Höhe des Plateaus beim Heidenpütz — 7 km vor dem Stumpfen Turm — mit der Neumagener Linie zusammentraf. Vor der letzteren hatte er die geradlinige Richtung und damit

---

von seinem Bruder E. Schmidt veröffentlicht worden. Jahrbücher des Vereins von Altertumsfreunden im Rheinland, XXXI, 1861.

[1]) Der Stein befindet sich jetzt im Trierer Provinzialmuseum.

[2]) Die Straße, die auf der Liebenowschen Karte (Blatt Trier) an dieser Stelle das rechte Moselufer begleitet, ist ein Phantasiegebilde. — Vielleicht hat übrigens ein Naturereignis den Anstoß zu dem Verfall der Römerstraße auf dieser Strecke gegeben. Kurz unterhalb der Pölicher Halt hat nämlich ein Bergrutsch stattgefunden, von dem Leppla sagt, daß er durch die unregelmäßig buckligen Abhangsformen und die Frische der Rutschmassen einen jugendlichen Eindruck macht. Erläut. zu Bl. Neumagen, S. 19.

[3]) Auf dieser Straße eilte im Jahre 70 Cerialis in Geschwindmärschen von Mainz gegen Trier, ihr folgte etwa 300 Jahre später Ausonius auf der Reise, die er in den einleitenden Versen seiner „Mosella“ erwähnt, und sie ist es, die Münster im Auge hat, wenn er in der Kosmographie schreibt: „Man findt auch in diesem rauchen Landt ein alte erhabne und gepflasterte Straß, die gehet zwerch über den Hunesruck von Bachrach bis gegen Bergkastel, unnd von dannen fort biß gen Trier, und also forthin durchs Land Lützelburg, die ist so richtig gemacht, gleich als wäre sie mit einer Schnur abgemessen, ist etwan eins Tischs, etwan Banckshöhe, etwan höher, zu beyden seiten erhaben. Wer sie aber erbawen, ist unwissend.“

den Vorteil kürzester Verbindung voraus; aber andrerseits veranlaßten ihn die zahlreichen tief eingeschnittenen Querthäler, die er in dieser Richtung zu überwinden hatte, zu dauerndem Auf- und Absteigen, wodurch nicht nur die Bequemlichkeit beeinträchtigt, sondern auch die Sicherheit sehr gefährdet wurde. Die Moselstraße war dagegen auf der einen Seite stets durch den Fluß geschützt, blieb bis Neumagen, indem sie die tiefen Rinnen der Nebenthäler vermied, ziemlich in gleichem Niveau und gelangte dann durch eine verhältnismäßig bequeme Steigung auf die Hochfläche. Bei diesem Verlauf ist ihre Richtung nicht nur „die bequemste, welche man einer Militärstraße aus dem Moselthal nach dem Plateau des Hunsrückens geben konnte", sondern auch die durch eine bewundernswerte Ausnutzung der Bodenformen am meisten gesicherte, während hingegen bei Anlage der geraden Linie über Büdlicher Brück nur der Gesichtspunkt möglichst schnellen Verkehrs maßgebend gewesen sein kann. Schon diese Beobachtung führt dazu, im Gegensatz zu Schmidt in der Neumagener Straße die ältere Anlage zu sehen, worauf ja auch der sorgfältigere und festere Bau dieser Strecke schließen läßt. Eine sichere Stütze aber gewinnt diese Meinung durch die Vorgänge beim Bataverkrieg. Niemals hätte sich Valentin mit den Treverern in Riol verschanzt, um Cerialis den Weg nach Trier zu verlegen, wenn die südlich davon in gerader Richtung über Büdlicher Brück führende Straße damals schon bestanden hätte[1]). Wann sie gebaut wurde, ist nicht bekannt. Vielleicht fällt ihre Entstehung erst in das 3. Jahrhundert, als es darauf ankam, möglichst schnelle Verbindungen zwischen der Hauptstadt und der Grenze zu schaffen. Daß sie die Bedeutung der Mosellinie nicht zu beeinträchtigen vermochte, beweist die Befestigung von Neumagen, die erst unter Konstantin, also im Anfang des 4. Jahrhunderts, entstand[2]). Bekanntlich blieben die Römerstraßen im allgemeinen etwa bis ins 12. Jahrhundert in Benutzung. Dann traten mit der weiteren Ausbreitung des Verkehrs neue, meist von den Landesherren erbaute Straßen an ihre Stelle, die nicht nur bestimmte Endpunkte, sondern auch die zwischen ihnen liegenden Orte miteinander verbanden. Trier, Koblenz und Mainz blieben auch weiterhin die Fixpunkte, deren Verbindungslinien das hier in Frage stehende Gebiet durchzogen. Bezeichnend ist, daß sie noch mehr als die Römerstraßen das Moselthal mieden, indem außer der Koblenzer nunmehr auch die Mainzer Straße durch die Wittlicher Senke geleitet wurde. Beide führten gemeinschaftlich über Ehrang, bezw. Schweich nach Hetzerat. Hier trennten sie sich, und während die eine über Salmrohr und Wittlich nach Koblenz zog, ging die andere über Esch, Klausen, Osann und Maring zur Mosel, überschritt auf der Mülheimer Fähre den Fluß und erreichte von hier über Monzelfeld den Stumpfen Turm,

---

[1]) Schon aus diesem Grunde ist die von Schmidt, Jahrbücher, XXXI, S. 179, gegebene Darstellung des Kampfes bei Riol nicht zu halten, die noch dazu mit den Angaben des Tacitus völlig in Widerspruch steht.

[2]) Vgl. V. 10 u. 11 der Mosella (Mon. Germ. auct. ant. V, 2):

Et tandem primis Belgarum conspicor oris
Noiomagum, divi castra inclita Constantini.

um in der Richtung der alten Römerstraße über Kirchberg und Kreuznach nach Mainz zu führen. Eine jüngere Abzweigung dieser Straße, die aber in der Folge zur Hauptroute wurde, ging von Maring über Lieser nach Kues, setzte von hier nach Bernkastel über und führte durch das Tiefenbachthal über Longkamp zum Stumpfen Turm[1]). Ein Blick auf die Karte zeigt, daß diese mittelalterlichen Straßen noch heute bestehen. Bis in die letzten Jahrzehnte des vergangenen Jahrhunderts waren sie als Poststraßen in Benutzung, und soweit der Hunsrück in Betracht kommt, sind sie es heute noch. Natürlich hat die neuere Zeit das Wegenetz weiter ausgestaltet. Aber die eigentliche Moselstraße beginnt auch heute erst bei Trarbach[2]), von wo sie teils auf dem linken, teils auf dem rechten Ufer dem Fluß bis Koblenz folgt. Auch sie vermeidet also die Krümmungen, die das Moselthal in dem Gebiet der vorliegenden Untersuchung kennzeichnen und bis zum Augenblick noch von keiner durchgehenden Verkehrslinie bezwungen sind. Zwar fehlt es auch auf dieser Strecke heute nicht an Wegen, die auf dem einen oder anderen Ufer den Lokalverkehr der Thalsiedlungen vermitteln. Wie es aber noch kurz nach der preußischen Besitzergreifung hier aussah, darüber vermögen Karten der Baukreise des Regierungsbezirks Trier aus dem Jahre 1822[3]) Aufschluß zu geben, die auf der Strecke zwischen Schweich und Mülheim auch nicht einen Thalweg verzeichnen.

Die vorausgehenden Ausführungen sollten den Nachweis erbringen, daß der hier interessierende Abschnitt des Moselthals vermöge seiner orographischen Gestaltung als Rinne im Boden verkehrsgeographisch nie eine Rolle gespielt hat. Nicht viel besser steht es, was den großen Verkehr angeht, mit seiner Bedeutung als Weg von Wasser. Auch sie wird sehr beeinträchtigt durch die verkehrswidrigen Krümmungen, die jedoch andererseits wieder die notwendige Voraussetzung für die Schiffbarkeit sind. Denn ohne ihre Existenz würde das Gefäll des Flusses jede Schiffahrt unmöglich machen, da dasselbe z. B. zwischen Trier und Reil, wo der Spiegel des Flusses sich von 125 m auf 95 m senkt, 0,31 beträgt, während im allgemeinen doch schon eine Neigung von 0,15 m auf 1 km als Grenze der Schiffbarkeit gilt. Die Schwierigkeit, mit denen daher die Schiffahrt zu kämpfen hat, sind groß, um so mehr, als auch die Wasserstandsbewegung sehr ungünstig ist, indem sie gerade im Sommer und zu Anfang des Herbstes die geringsten monatlichen Durchschnittswerte zeigt, die meistens im August ihr Minimum erreichen. Dadurch wurde früher, als für die Regulierung des Bettes noch nichts gethan war, in trockenen Sommern manchmal wochenlang jeder Schiffsverkehr unmöglich. Auch heute übt dieses Moment noch eine Wirksamkeit. So kamen in dem regenreichen Jahr 1896 in Trier 189 Dampfschiffe mit 532 t Gütern und 82 beladene Segelschiffe mit 1996 t Ladung an, in dem trockenen Jahr 1895 dagegen nur 137 Dampfschiffe mit 131,5 t Gütern und 16 beladene Segelschiffe mit 1001,6 t

---

[1]) Quetsch, Geschichte des Verkehrswesens am Mittelrhein, Freiburg 1891, S. 16 u. 158. v. Stramberg, Das Moselthal zwischen Zell und Koblenz, S. 255.

[2]) Nicht bei Bernkastel, wie Dronke (Die Eifel, S. 476) sagt.

[3]) Im Besitz des Archivs der Stadt Köln.

Ladung[1]). Daß von einem größeren Flußverkehr daher nicht die Rede ist, zeigen diese Zahlen zur Genüge, und es nimmt nicht wunder, wenn die Gesellschaften, die seit den 40er Jahren die Dampfschiffahrt auf der Mosel betreiben, meist, wie Lamprecht sagt[2]), am Rande des Bankrotts gestanden haben. Vollkommen mittelalterlich aber waren die Verkehrsverhältnisse im verflossenen Jahrhundert vor jener Zeit. Damals „fuhr einmal wöchentlich ein mit einem Zeltdach überspanntes Schiff mit Pferdevorspann von Trier nach Koblenz. Die Reisenden mußten sich selbst für die Fahrt mit Lebensmitteln versehen. In Alf wurde Nachtquartier genommen, und am folgenden Tage ging die Fahrt weiter. Noch schlimmer war die Bergfahrt von Koblenz nach Trier; vor das Schiff wurden 3—4 Pferde gespannt, die auf dem an den Ufern hinführenden Leinpfade mühsam die ‚Eiljacht' gegen den Strom zogen; an den Stromschnellen mußte Vorspann genommen werden, und da je nach der Beschaffenheit des Ufers und der Lage der Stromrinne der Leinpfad bald auf dem rechten, bald auf dem linken Ufer lag, so mußten die Pferde und ihre Führer, die sogen. Halfen, häufig über den Fluß setzen, was jedesmal eine große Zeitversäumnis mit sich brachte. Daher dauerte die Fahrt von Koblenz nach Trier 3—4 volle Tage mit Uebernachten in Kochem, Alf und Trarbach. Ein Verkehr mit den einzelnen Moselorten fand nicht statt, so daß das Schiff nur Trier, Koblenz und die drei Halteplätze miteinander verband"[3]). Schon aus diesen wenigen Andeutungen geht zur Genüge hervor, daß sich ein lebhafter Schiffsverkehr bisher auf der Mosel noch nicht entwickelt hat, und wiederum muß man ein Haupthindernis in der natürlichen Beschaffenheit des Flußlaufes sehen[4]).

Gleichwohl hat der Fluß für die Bewohner des Thales als Verkehrsweg eine nicht zu unterschätzende Bedeutung, und in diesem Sinne, im Sinne des Lokalverkehrs zwischen den Thalsiedlungen, ist die oben betonte Verkehrserleichterung zu verstehen. Sie mußte um so mehr in den Vordergrund treten, solange an anderen Verkehrsmitteln Mangel war, und daraus erklärt sich die häufige Verwendung des Schiffes als Motiv auf den Darstellungen der Neumagener Denkmäler. Aber auch heute noch spielt der Fluß im Kleinverkehr innerhalb des Thales eine hervorragende Rolle, ganz naturgemäß, denn auch hier sind wiederum die Formen des Thales der bedingende Faktor. Schon früher wurde darauf hingewiesen, daß viele Orte von ihrem Weinbergbesitz durch den Strom getrennt sind, und thatsächlich giebt es kaum eine Gemeinde, deren Gemarkung sich nicht über beide Ufer erstreckt. Denn nur die Schiefergehänge des Steilufers ermöglichen die Kultur des Rebstocks, während den Boden für Ackerbau und Viehzucht nur die Terrassen gewähren[5]). Auf diese

---

[1]) Dronke, Die Eifel, S. 459.

[2]) Deutsches Wirtschaftsleben, II, S. 343.

[3]) Dronke, Die Eifel, S. 457.

[4]) Von diesem Gesichtspunkt aus ist es daher völlig gerechtfertigt, wenn man zur Hebung des Verkehrs mit aller Macht die Kanalisation des Flusses anstrebt. Ob im übrigen die Bedingungen einem solchen Unternehmen günstig sind, kann hier nicht untersucht werden.

[5]) Die letztere ist für den Weinbau ein höchst wichtiger Faktor, da nur der

Weise ergänzen sich die Ufer stets gegenseitig und ein dauernder Wechselverkehr ist die notwendige Folge. Nichts spricht diese Thatsache deutlicher aus als der ungeheure Reichtum an Fähren, der das Erosionsthal der Mosel, und zwar vornehmlich zwischen Schweich und Reil, vor jedem anderen Flusse auszeichnet. Nicht weniger als 27 Fähren[1]) zählt man auf dieser Strecke, d. h. es kommt unter Hinzurechnung der beiden festen Brücken in Bernkastel und Trarbach auf je 2,76 km Stromlänge ein Flußübergang[2]). Was diese Zahl bedeutet, lehrt ein Vergleich mit der Trierer Thalweitung, die abgesehen von den Uebergangsstellen in Trier, die dem Verkehr der Stadt ihre Entstehung verdanken, bei 21 km Stromlänge auch nicht eine Fähre besitzt. Denn auch die Schweicher Fähre kann nicht mitgerechnet werden, da sie vor allem dem Durchgangsverkehr der Straße Trier-Koblenz, weniger dem Lokalverkehr dient. Hier fehlt eben das Reizmittel, das innerhalb des Erosionsthales die verschiedenartige Gestaltung der Ufer mit sich bringt. Hierauf und auf den gewaltigen Krümmungen, die jeden Augenblick die Lage des Ufers zur Sonne verändern und oft genug den Fluß nach langem Lauf fast wieder zu seinem Ausgangspunkt zurückkehren lassen, beruht bei der Mosel, was Ratzel „die völkerzusammenführende, völkervereinigende Wirkung" des Flusses nennt. „Was man auch von der Begrenzung der Staaten durch Flüsse sagen möge, durch Flüsse sind die Völker nicht getrennt zu halten, sondern diese Verkehrsströme sind eher geeignet, Völkerschranken einzureißen"[3]). Das gilt in ganz besonderem Maße von der Mosel, bei der aus den angegebenen Gründen der Unterschied zwischen rechtem und linkem Ufer, wie früher schon bemerkt, fast völlig verwischt ist. Niemals in der Geschichte hat der Fluß eine natürliche oder auch nur eine politische Grenze gebildet. Im Gegenteil, die zusammenführende und vereinigende Wirkung seines Thales hat ihn zum Rückgrat eines politischen Gebildes gemacht, das, dem Laufe seines Wassers folgend, mit ihm erstarkt und gewachsen ist. Es ist daher im politisch-geographischen Sinne durchaus verfehlt, von der „unglücklichen, langgestreckten Gestalt" des früheren Erzbistums Trier zu sprechen[4]). Die politische Größe und der Scharfblick des bedeutendsten Trierer Kurfürsten zeigt sich gerade darin, daß er die Bedeutung der Mosel als politischer Richtungslinie für die Ausdehnung seines Territoriums richtig erkannte, und wenn die Politik Balduins (1307—1354), die ganze Mosel zwischen Trier und Koblenz für den Kurstaat zu gewinnen, ihr Ziel auch nicht völlig erreichte, so gab sie dem Territorium doch den Umfang, den es bis zu seinem Untergang behielt[5]). Der ganze Charakter des Thal-

Stalldünger ein brauchbares Dungmittel für die Weinberge liefert und ohne seine Verwendung an eine gute Ernte nicht zu denken ist. Dronke, Die Eifel, S. 433.

[1]) 19 Wagen- und 8 Kahnfähren.

[2]) Da im Durchschnitt auf je 1,6 km Stromlänge eine Siedlung kommt, so besitzen mehr als die Hälfte, nämlich 60% der Siedlungen eine Fähre oder Brücke.

[3]) Anthropogeographie, I, S. 344 (2. Aufl.).

[4]) Vgl. Eltester, Geschichtliche Uebersicht zum I. und II. Bande des Mrh. U.-B., S. CXLIII.

[5]) Es ist interessant, daß die Trierer Kirchenprovinz, d. h. das Gebiet der Suffraganbistümer Metz, Toul und Verdun, denen 1777 noch die neugegründeten

systems, vor allem der Mangel an größeren Seitenthälern, macht es begreiflich, daß jene konzentrierende Wirkung beim Moselthal im allgemeinen nicht weit über die Umrandung des Thales hinausreichen kann, ja teilweise sich auf dieses selbst beschränkt. Sie verleiht dadurch dem Moselthal eine gewisse Aehnlichkeit mit den abgeschlossenen Thallandschaften, die im Hochgebirge nicht selten sind, und schon dem flüchtigen Beobachter wird der Unterschied nicht entgehen, der zwischen dem echten Mosellaner und dem Bewohner der angrenzenden Plateaus in Wahrheit besteht. Sie vermag aber unter Umständen, besonders in Thalabschnitten, deren gewundener Verlauf für von außen eindringende Einflüsse besonders unzugänglich ist, eine Abgeschlossenheit zu erzeugen, die fast an Rückständigkeit grenzt. Nur so erklärt es sich, wenn noch in den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts die Einwohner des Kröver Reichs sich nicht ganz an die Eingliederung in ein großes Staatswesen gewöhnen konnten, wenn wenige Jahre vorher namentlich die zum Kröver Reich gehörigen Bewohner von Reil noch das Recht der Schöffenwahl für sich beanspruchten, sich überall in die Verwaltung mischten und darauf bestanden, die Bestimmungen ihrer 1552 ergangenen und 1741 erneuerten Polizei-, Pfand- und Rügeordnung noch weiterhin zu handhaben — und dies alles nach den grundstürzenden Vorgängen der französischen Revolution und einer durch mehrere Jahrzehnte schon bewährten Verwaltung innerhalb des preußischen Staatsverbandes[1])!

Diese wenigen Bemerkungen werfen ein Licht auf den Zusammenhang zwischen Natur und Geschichte, der innerhalb des Moselgebietes nicht zu verkennen ist und einer eingehenden Forschung gewiß noch manche interessante Beziehung enthüllen wird. Im Rahmen der vorliegenden Untersuchung, die jenen Zusammenhang schon mehrmals, namentlich bei Darstellung der Besiedlungsgeschichte, hervortreten ließ, sind sie nicht überflüssig, indem sie einen Beitrag zu der Schattierung des Bildes liefern, das sich aus der Anlage und Verteilung der bisher genannten Siedlungen innerhalb des Moselthals gewinnen ließ. Eine gewisse Einheitlichkeit und Abgeschlossenheit wurde zu Anfang der Erörterung als der wesentliche Zug in dem Charakter dieses Bildes bezeichnet und ihre Ursache weiterhin in der natürlichen Bildung eines eigenartigen Erosionsthales erkannt, dessen Formen der Entwicklung eines lebhafteren Verkehrs nicht günstig waren. Gleichwohl stellte sich dieses Thal als der Sitz einer hohen und alten Kultur dar, die sich vor allem in einer Verdichtung der Bevölkerung kundgab, wie sie sonst in Gegenden mit rein landwirtschaftlicher Produktion auch nicht annähernd zu beobachten ist.

Es darf aber nicht vergessen werden, daß die bisher besprochenen Siedlungen zwar den größeren Teil, aber doch nicht die Gesamtheit

---

Bistümer St.-Dié und Nancy hinzugefügt wurden, das ganze Stromgebiet der Mosel mit Einschluß des oberen Maasgebietes umfaßte und sich jenseits des Rheins, wie auch das Erzbistum, in der Richtung der Lahn noch fortsetzte. Deutlich spiegelt sich darin die Entstehungsgeschichte, die mit der Ausbreitung des Christentums in Gallien Hand in Hand ging, wider.

[1]) Lamprecht, Deutsches Wirtschaftsleben, I, S. 80, im Anschluß an Baersch, Der Moselstrom von Metz bis Koblenz, S. 346 u. 368.

aller an das Moselthal gebundenen Niederlassungen ausmachen. Außer ihnen gibt es noch eine Gruppe, die man in anderen Thälern gewöhnlich in der Mehrzahl findet und die man kurz als Typus der Mündungssiedlungen bezeichnen kann. Es braucht nicht weiter erörtert zu werden, warum die Punkte, an denen Thäler zusammenstoßen, mit Vorliebe Siedlungen anziehen und warum, wenn wie bei der unteren Mosel ein Hauptthal in Frage kommt, das zu der Richtung seiner Nebenthäler mehr oder weniger senkrecht verläuft, dieser Fall fast regelmäßig eintritt. Thatsächlich sind an der Mosel die Mündungen aller einigermaßen bedeutenden Seitenthäler regelmäßig von einer Niederlassung besetzt, und wenn gleichwohl die Zahl der Mündungssiedlungen im Verhältnis so gering ist, liegt dies nur daran, daß durch die beständigen Krümmungen die Stromentwicklung bedeutend gesteigert wird. In den 80 km langen Thalweg zwischen Schweich und Reil münden daher von links nur zwei Flüßchen, deren Thal als Rinne im Boden wirklich von Bedeutung ist, die Salm und die Lieser. Die erstere tritt zwischen Thörnich und Köwerich aus den steil abfallenden Moselbergen heraus und hat an ihrer Mündung im Verein mit der Mosel einen feinen Sand zur Ablagerung gebracht, der an dem Fuß der Berge in einer Ausdehnung von etwa 2 km ein Flachufer von mehr als 3 m Mächtigkeit bildet. Höchst bezeichnend ist nun die Lage der Mündungssiedlung Klüsserat. Nirgends benutzt der Ort die alluviale Sandaufschüttung, obwohl sie größtenteils eine Breite von 500 m hat, auch zieht er sich nicht in das Thälchen der Salm hinein, weil er hier gleichfalls nicht vor Ueberschwemmungen geschützt wäre, er dehnt sich vielmehr, nur eine Straße breit, in einer Länge von nahezu $1\frac{1}{2}$ km hart am Fuße der Berge im Thale der Mosel aus. Es ist eine ähnliche Lage, wie sie schon bei Ruwer erwähnt wurde, nur hier charakteristischer ausgeprägt, und jedesmal ist es die gleiche Ursache, die sie veranlaßt. Das Bestreben, der Hochwassergefahr zu entgehen, die an den Mündungen der mit starkem Gefäll zur Mosel herabeilenden Gebirgsflüßchen natürlich besonders groß sein mußte, hat hier einen Grundriß der Dorfanlage hervorgerufen, wie er sonst in dem Gebiet der Untersuchung nicht mehr zu beobachten ist. Auf andere Weise hat man sich unter ähnlichen Bedingungen an der Mündung der Lieser geholfen. Das Thal des Flüßchens ist oberhalb seiner Mündung sehr eng bei ziemlich abschüssigen Wänden und auch am Moselufer bleibt nur wenig Platz. Die Ansiedler haben daher die Mündung der Lieser überhaupt gemieden und an der Mündung des etwa 1000 m moselabwärts sich öffnenden diluvialen Lieserthales sich niedergelassen, wo Raum genug vorhanden und Ueberschwemmungen nicht zu fürchten waren. Daß diese beim ersten Blick vielleicht befremdende Auffassung richtig ist und es sich wirklich um die Mündungssiedlung des Lieserbaches handelt, geht aus dem Namen der Niederlassung hervor, der gleichfalls Lieser lautet. Im Anschluß an die Mündung ist noch eine zweite Ansiedlung entstanden, nur liegt sie im Lieserthale selbst und etwas weiter von der Mündung entfernt als Lieser. Auch sie vermeidet die eigentliche Thalsohle und erhebt sich etwa 20 m höher auf der Diluvialterrasse des linken Ufers, wo diese ihre größte Breite erreicht. Natürlich sind die Salm- und Liesermündung nicht

die einzigen Einschnitte in der Thalwandung des linken Moselufers. Die übrigen aber sind nur unbedeutende Schluchten, manchmal von einem Bach durchrauscht, manchmal auch ohne ein Rinnsal. Gleichwohl haben auch sie die Siedlungen angezogen, wenn nur ein schmales Flachufer vor der Mündung den nötigen Raum bot. In dieser Lage finden sich auf dem linken Ufer Schleich und Ensch, gleich unterhalb Pölich, und weiter stromab der bekannte Weinort Uerzig, der zugleich die Stelle bezeichnet, an der die Mosel sich am meisten der Wittlicher Senke nähert. Nach dem Dorfe ist daher eine Station der Moselbahn benannt, die etwa 3 km entfernt jenseits der Moselberge in der Wittlicher Senke liegt.

Auf dem rechten Ufer erreicht keiner der Moselzuflüsse die Bedeutung der Salm oder Lieser, die Zahl der Mündungssiedlungen ist ungefähr die gleiche wie die des linken Ufers, ihre Bedeutung ungleich größer. Der kräftigste der vom Hunsrück herabkommenden Bäche ist die Dhron, die aus zwei diesen selben Namen führenden Quellbächen zusammenfließt. Sie bricht nicht, wie Lieser und Salm, aus dem Steilufer der Mosel hervor, sondern mündet auf dem Terrassenufer unterhalb Neumagen, und was bei den Mündungen der ersteren nur in den Anfängen angedeutet war, ist hier aufs deutlichste ausgebildet, der Typus einer verschleppten Mündung. Die Dhron war es selbst, die das Material dazu zusammengetragen hat. Denn vermöge des starken Gefälls, das sie mit allen vom Hunsrück kommenden Gewässern teilt, und der dadurch bedingten größeren Stoßkraft kann sie nicht nur, wie die Mosel, im Niederwasserbett, sondern im gesamten Hochwasserbereich grobes Geröll bewegen, das an ihrer Mündung in solcher Ausdehnung zur Ablagerung kommt, daß es der Hauptfluß, dessen Bett ganz zur Seite gedrängt wird, in gleichem Maße nicht zu beseitigen vermag. Infolgedessen kann es nicht wundernehmen, wenn auch hier die Siedlung nicht unmittelbar an der Mündung sich findet. Oberhalb derselben hat sie, ähnlich wie Maring im Thal der Lieser, die hier vom anstehenden Hunsrückschiefer gebildeten Thalgehänge aufgesucht, wo sie von den Hochfluten und Stauwassern der Ueberschwemmungen nicht so leicht erreicht wird. Allerdings hat sich an der Mündung der Dhron die Erinnerung an ein ausgegangenes Dorf erhalten, das nach dem Mittelrheinischen Urkundenbuch identisch ist mit dem im Güterverzeichnis der Abtei Mettlach aus dem 10.—12. Jahrhundert erwähnten Medelinga [1]) und von Eltester für das von Venantius Fortunatus in seinem Gedicht auf die Burg des Nicetius genannten Mediolanum angesehen wird [2]). Es ist daher nicht ausgeschlossen, daß früher in größerer Nähe der Mündung eine Siedlung bestand, die dem ungünstigen Einfluß der topographischen Faktoren ihren Untergang verdankt. An einer Eingangspforte zum Hunsrück gelegen, mußte die heute noch bestehende Mündungssiedlung, die den Namen des Baches trägt [3]), immer eine gewisse ver-

[1]) Mrh. U.-B. I, S. 344. Vgl. das Topographische Register und die Druckfehlerberichtigung dazu.

[2]) Geschichtliche Uebersicht zum I. u. II. Bande des Mrh. U.-B., S. CXII.

[3]) Cramer hält den Namen, der bei Ausonius als Drahonus erscheint, ebenso wie den der Lieser (Lesura) für ligurisch. Rhein. Ortsn., S. 15.

kehrsgeographische Bedeutung haben, doch ist sie von dem etwa 2 km oberhalb der Dhronmündung am Ufer der Mosel gelegenen, aber nicht als Mündungssiedlung angelegten Neumagen überflügelt worden. Die gleiche Beobachtung läßt sich auch bei Maring und Lieser, den Siedlungen in der Nähe der Liesermündung, machen. Jedesmal ist es ganz naturgemäß der mit dem Moselufer in Berührung stehende Ort, der, für den Verkehr günstiger gelegen, auch die stärkere Entwicklung zeigt [1]). Schon in römischer Zeit spielte Neumagen eine besondere Rolle. Denn es war der erste Ort, den die von Mainz kommende Straße an der Mosel erreichte. Sie benutzte beim Abstieg von dem Plateau des Hunsrück nämlich nicht das Thal der Dhron, sondern folgte auf deren rechtem Ufer der Abdachung der Halbinselterrassen, um unterhalb Dhron den Bach zu überschreiten und in gerader Richtung nach Neumagen zu führen. In den Winkel zwischen der Mosel und den vom Ufer zurücktretenden Bergen gerückt, war daher dieser Platz vorzüglich geeignet, die Straße für einen vom Rhein gegen Trier vorrückenden Feind zu sperren. Der natürliche Schutz dieser Lage mußte dabei von besonderem Vorteil sein. Er wurde auch thatsächlich ausgenutzt, und es ist schon oben erwähnt worden, daß Konstantin den Platz befestigen ließ. Die Befestigung bestand, wie auch anderwärts an den Römerstraßen, in einem Kastell, das Proviantmagazine umschloß und außer der Besatzung in Zeiten der Gefahr auch die Bevölkerung der Umgegend in seinen Mauern aufnahm. Die Straße führte mitten hindurch [2]). Die übrigen Mündungssiedlungen des rechten Ufers sind leichter als solche zu erkennen, da sie enger mit der Mündung der betreffenden Gewässer zusammenhängen. Es sind die Flecken Mülheim und Enkirch und die Städtchen Bernkastel und Trarbach [3]). Die topographisch günstigste Lage ist unstreitig die von Mülheim. Genau gegenüber der Liesermündung auf dem Diluvium der unteren Terrasse gelegen, bezeichnet der Ort auf dem rechten Ufer die Stelle, wo dieses sich am meisten abflacht und durch das früher erwähnte Doppelthal der diluvialen Moselserpentine, sowie die Thäler des Frohn- und Veldenzer Baches am leichtesten zugänglich wird. Kein Wunder daher, daß die erste, ins Mittelalter zurückgehende Anlage der Trier-Mainzer Straße von der

---

[1]) Lieser 1368, Maring 730; Neumagen 1452, Dhron 613 Einw.

[2]) Aehnliche Anlagen hat man an der Straße Trier-Köln in Bitburg und Jünkerat durch Ausgrabungen festgestellt. Vgl. Westd. Ztschr. X, 1891, S. 284 ff. Ihr Umfang war im allgemeinen nicht sehr groß. In Neumagen betrug z. B. der Flächeninhalt des inneren Kastells 1 ha 28 a. — Die Neumagener Befestigung ist dadurch so berühmt und vor allem kulturhistorisch interessant geworden, daß zum Bau ihrer gewaltigen Mauern zahlreiche, meist mit realistischen Szenen aus dem täglichen Leben in Reliefarbeit geschmückte Blöcke von Grabdenkmälern des 2. Jahrhunderts verwandt und auf diese Weise der Nachwelt erhalten worden sind. Sie wurden in den 70er und 80er Jahren durch Prof. Hettner ausgegraben und fanden in dem Trierer Provinzialmuseum Aufstellung.

[3]) Mülheim und Enkirch sind trotz des deutschen Klangs ursprünglich keltische Namen, vgl. S. 381[51]. Trarbach enthält in dem Bestimmungswort ein keltisches Element, 1144 Travendrebach, und gleiches gilt wahrscheinlich von Bernkastel, das bei dem Geograph von Ravenna als Princastellum auftritt. Mit „Adalberonis Castellum", wie man gewöhnlich etymologisiert, hat daher der Name nichts zu thun, und es ist verfehlt, die Entstehung des Ortes erst fürs 11. Jahrhundert anzunehmen.

Wittlicher Senke durch das Osanner und Lieserthal zur Mosel führte, bei Mülheim den Fluß überschritt, von hier aus zum Hunsrück emporstieg und noch bis ins 19. Jahrhundert als Poststraße benutzt wurde. Aber um so auffallender, daß Mülheim im Verhältnis zu den anderen Mündungssiedlungen so sehr zurückgeblieben ist und nicht erst in der neueren Zeit, sondern schon während des Mittelalters von Bernkastel und Trarbach weit überflügelt wurde [1]). Schon 1291 erhielt Bernkastel Stadtrecht, und doch ist seine Lage, ebenso wie die von Trarbach, an der Mündung eines nicht bedeutenden, aber sehr gefällreichen Gewässers auf dem Thalboden einer von schroffen Höhen eingeengten Schlucht höchst ungünstig und „bei jäh einbrechenden Niederschlägen großen Gefahren ausgesetzt“ [2]). Die Ursache dieser auffallenden Entwicklung kann nur auf politischem Gebiete zu suchen sein, in der verschiedenen territorialen Zugehörigkeit der betreffenden Orte während des Mittelalters und der neueren Zeit, die seit dem 16. Jahrhundert durch den konfessionellen Gegensatz noch verstärkten Ausdruck gewann. Mülheim gehörte zu der rings von trierischem Gebiet umschlossenen Grafschaft Veldenz, und Trarbach war der am weitesten an der Mosel vorgeschobene Posten der Grafschaft Sponheim. Zwischen beiden lag, ebenfalls am Ufer der Mosel, das zu Trier gehörige Bernkastel. Grenzstreitigkeiten und Reibereien waren unter diesen Umständen unvermeidlich. Sie mußten um so zahlreicher und ernsthafter werden, je weiter sich das Kurfürstentum nach der Moselmündung ausdehnte. Denn um so lästiger machte sich alsdann die Unterbrechung geltend, die der Zusammenhang desselben längs der Mosel durch die bei Trarbach auch auf das linke Ufer übergreifende Sponheimer Grafschaft erlitt. Der jahrhundertelange Streit um das Kröver Reich, der, wie erwähnt, erst 1784 ein Ende fand, trug zur Verschärfung der Gegensätze nicht unerheblich bei. Für die Entwicklung der Siedlungen aber waren diese insofern von Bedeutung, als die Grenzposten Bernkastel und Trarbach sich der besonderen Fürsorge ihrer Landesherren zu erfreuen hatten, gegen die das zum schwächsten Territorium gehörige Mülheim nicht aufkommen konnte. Außerdem hatten Bernkastel und Trarbach ein verhältnismäßig ausgedehntes Hinterland, ersteres moselaufwärts nach Trier zu, letzteres in der über den Hunsrück zur Nahe sich ausdehnenden Grafschaft, während Mülheim als isolierte Enklave mitten in fremdem Gebiete lag. Dazu kommt, daß Bernkastel und Trarbach an den Endpunkten der am meisten gegen den Hunsrück ausgebogenen Moselschleifen liegen und damit dem von der Main- und Nahemündung an die Mosel und nach Trier strebenden Verkehr am schnellsten erreichbar sind, ein Umstand, der nach Beseitigung der territorialen Gegensätze in der neueren Zeit besonders ins Gewicht fallen mußte, als die fortschreitende Technik auch die engen Erosionsthäler des Tiefen- und Kautenbaches mit bequemen Straßen versah. Mülheim aber war damit gänzlich aus dem Felde geschlagen, denn die Post verließ jetzt die alte Route und führte über Kues-Bernkastel durch das Tiefenbachthal.

---

[1]) Mülheim 719, Bernkastel 2396, Trarbach 2102 Einw.
[2]) Leppla, Erläut. zu Bl. Bernkastel, S. 3.

Zweifellos aber würden an dem Aufschwung der neueren Zeit Bernkastel und Trarbach nicht gemeinsam teilgenommen haben, sondern nur eines, wahrscheinlich Bernkastel, beteiligt gewesen sein, wenn nicht die durch Jahrhunderte sich hinziehende politische Rivalität sie gleichzeitig zu wirtschaftlichen Konkurrenten hätte erwachsen lassen. In diesem Zusammenhang darf eine andere Erscheinung nicht übergangen werden. Während die Entwicklung des Mittelalters sich in den Mauern von Bernkastel und Trarbach konzentrierte, zeigt die neueste Zeit den lebhafteren Aufschwung auf dem linken Ufer. Die Ursache ist nicht schwer zu erkennen. Im Mittelalter war es der natürliche und durch umfangreiche Befestigungen noch verstärkte Schutz der Lage, der den als Grenzfestungen wichtigen Mündungssiedlungen vor den des gleichen Vorteils entbehrenden Terrassensiedlungen der gegenüberliegenden Halbinseln den Vorzug gab. Das vielleicht schon vor Trarbach im Anschluß an die gegenüberliegende Kautenbachmündung entstandene Traben und das schon früher besprochene Kues spielten während des Mittelalters kaum eine Rolle. Erst die neuere Zeit ließ die beiden Flecken den Städtchen des rechten Ufers ebenbürtig zur Seite treten. Den Schutz der Festung konnte man jetzt entbehren. Statt dessen brauchte man unbeschränkten Raum zu freier Entwicklung. Der aber war in den engen Thalschluchten nicht mehr vorhanden, auch nicht, nachdem der Mauerring gefallen war. In reichem Maße aber bot ihn die Terrasse des linken Ufers. So erklärt es sich, wenn in Kues die Bevölkerung von 1843 bis 1895 um 39 % zugenommen hat, in Bernkastel aber nur um 9 % [1]). Es wäre verfehlt, aus diesen Zahlen ohne weiteres auf einen Rückgang von Bernkastel und Trarbach schließen zu wollen. Beide Orte sind heute, abgesehen von Trier, unbestritten die Hauptstapelplätze für Moselweine innerhalb des Gebietes der Untersuchung. Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß sie bei fortschreitender Entwicklung des Verkehrs nur schwer mit den Schwestersiedlungen des linken Ufers werden konkurrieren können. Denn zu einer solchen hat sich unter dem Zwang der natürlichen Verhältnisse auch Kues entwickelt, obwohl die ursprüngliche Anlage mit der Mündung des Tiefenbachs in keinem Zusammenhang stand.

Die alle anderen Siedlungen in diesem Abschnitt des Moselthals überragende Bedeutung von Bernkastel-Kues und Traben-Trarbach hat in der neuesten Zeit auch darin Ausdruck gefunden, daß die Orte die Endstationen zweier Sekundärbahnlinien geworden sind, die sich wie zwei Fühler von der sogen. Moselbahn seitwärts gegen die Mosel hin vorstrecken. Bekanntlich führt diese erst gegen Ende der 70er Jahre vollendete Bahnlinie, die zunächst aus strategischen Rücksichten als Glied der Verbindung Berlin-Metz gebaut wurde, ihren Namen nicht ganz mit Recht. Denn kurz vor Reil verläßt sie das Moselthal, dem sie bis dahin von Koblenz aus größtenteils gefolgt war, um durch den

[1]) Leider fehlen für Traben-Trarbach die Zahlen von 1843, die für Kues und Bernkastel dem Buche von Baersch entnommen sind: Beschreibung des Regierungsbezirks Trier, 2 Bände, Trier 1849. Legt man aber die von v. Stramberg für die 30er Jahre bei Traben angegebene Zahl zu Grunde, so ergiebt sich eine Vermehrung um 60%. Man darf daher mit vollem Recht auf ein ähnliches Verhältnis schließen wie bei Kues-Bernkastel.

Reiler Hals in die Wittlicher Senke einzutreten und erst zwischen Quint und Ehrang die Mosel wieder zu erreichen. Ungefähr die Hälfte des Thalweges zwischen Koblenz und Trier wird auf diese Weise von der Moselbahn überhaupt nicht berührt. Ihr Verlauf aber bestätigt aufs neue klar und deutlich das Ergebnis, das sich schon aus der Geschichte der Straßen gewinnen ließ, und das man kurz als die verkehrhemmende Wirkung der Moselthalstrecke auf der einen, die verkehrfördernde der Wittlicher Senke auf der anderen Seite bezeichnen kann. Um nun den von der Hauptstrecke vernachlässigten Thalabschnitt wenigstens einigermaßen zu entschädigen, wurden zwei Nebenstrecken angelegt, von denen die eine kurz vor dem Reiler Tunnel abzweigt und vom Bahnhof Pünderich aus dem linken Moselufer bis Traben folgt, während die andere in Wengerohr, innerhalb der Wittlicher Senke, die Moselbahn verläßt und durch das Lieserthal über Platten, Maring und Lieser nach Kues geht. Es ist klar, daß diese kurzen Strecken keinen vollen Ersatz zu bieten vermögen, so daß das Thal zwischen Schweich und Reil auch heute noch mehr oder weniger der Aufschließung entgegenharrt. Es hat daher eine Privatgesellschaft den Bau einer Bahn in die Hand genommen und in den beiden letzten Jahren bedeutend gefördert. Die neue Linie soll Trier und Bullay miteinander verbinden und dabei dauernd nur dem rechten Ufer folgen. Wenn sie fertig ist, wird das ganze Moselthal bis auf den Kochemer Krampen und die kleine Schleife von Bremm, zusammen 25 km, die von der staatlichen Moselbahn durch zwei Tunnels abgeschnitten werden, mit einer Bahnlinie ausgestattet sein. Wie sehr die Bahn belebend und fördernd auch auf die Entwicklung einer Gegend mit ganz überwiegend landwirtschaftlicher Kultur einzuwirken vermag, zeigt sich klar, wenn man den Vermehrungskoeffizient der Bevölkerung für die zweite Hälfte des vergangenen Jahrhunderts innerhalb der Wittlicher Senke und innerhalb der entsprechenden Strecke des Moselthals miteinander vergleicht. Für die große Mulde beträgt er 20,2, für das Thal 9,4[1]). Nur dadurch ist dieser bedeutende Unterschied zu erklären, daß die Verbesserung der Verkehrsmittel zugleich eine Steigerung des Verkehrs veranlaßt hat. Denn Industrie spielt in der Wittlicher Senke ebensowenig eine Rolle wie im Moselthal, und die Intensität der Bewirtschaftung ist in dem letzteren größer als innerhalb der ersteren. Zwar hat sie durch weitere Ausdehnung des Weinbaus in den letzten Jahren auch in der Senke zugenommen, aber diese Zunahme reicht entfernt nicht aus, jenen Unterschied zu erklären, der mehr als das Doppelte beträgt. Schließlich sei noch hinzugefügt, daß der Prozentsatz von 9,4 sich nicht gleichmäßig auf das Moselthal verteilt. Vielmehr weisen die Mündungssiedlungen eine Zunahme von 12,3% auf, wovon der Löwenanteil auf die Endstationen der Zweigbahnen fällt, während die vorher besprochenen reinen Thalsiedlungen nur mit 6,5% beteiligt sind. Auch hierin darf man wohl einen Beweis erblicken, daß die Unterscheidung dieser Typen berechtigt ist.

Es kann nun auffallen, daß die bedeutenderen Mündungssiedlungen

---

[1]) Der Berechnung liegen die Zahlen von 1843 (Baersch, Reg.-Bez. Trier) und 1895 (Gemeindelexikon) zu Grunde.

sich nur auf dem rechten Moselufer finden — mit Ausnahme von Dhron sind sie alle Flecken oder Städte —, während das linke Ufer überhaupt keine Stadt, aber auch keine Mündungssiedlung von gleicher Bedeutung wie Bernkastel oder Trarbach besitzt. Was die lebhaftere Entwicklung gerade dieser Orte veranlaßt hat, ist klar. Sie bezeichnen die Punkte, an denen die westöstliche Verkehrsachse des Schiefergebirges von mehr oder weniger senkrecht dazu verlaufenden Verkehrslinien von Süden her getroffen wird. Nun hat sich aber schon aus der Betrachtung der Bodenformen ergeben, daß jene Verkehrsachse in gleichem, wenn nicht in höherem Maße in dem Gebiet der vorliegenden Untersuchung durch die Wittlicher Senke repräsentiert wird, und der Verlauf der Straßen hat diese Beobachtung in vollem Umfang bestätigt. Es war daher zu erwarten, daß für die vom Norden kommenden Verkehrslinien sich entsprechende Knotenpunkte des Verkehrs in der Wittlicher Senke entwickeln mußten. Thatsächlich ist dies der Fall, und als Analogon zu Bernkastel-Trarbach besitzt die Wittlicher Senke Wittlich. Die Analogie geht bis ins Einzelste. Auch Wittlich bezeichnet den Punkt, an dem die Senke am weitesten gegen Norden ausgebuchtet ist, auch Wittlich erhielt 1291 Stadtrecht, auch Wittlich ist die bedeutendste Siedlung und die einzige Stadt innerhalb der Senke. Zieht man noch die neuere Zeit zum Vergleich heran, so ist auch Wittlich, ebenso wie Bernkastel, Hauptstadt eines Kreises und gleichfalls wie Bernkastel und Trarbach Endstation einer Zweiglinie der Moselbahn. Nur darin besteht ein Unterschied, daß es sich bei Wittlich um eine Siedlung handelt. Doch ist die Einwohnerzahl dafür erheblich größer[1]). Daß sich nur eine Siedlung innerhalb der Senke zu größerer Bedeutung entwickeln konnte, ist gleichfalls in den bodenplastischen Verhältnissen begründet. Im Gegensatz zu ihrem unteren Abschnitt innerhalb der Moselberge kommen die Thäler der Lieser und Salm nördlich der Wittlicher Senke für irgendwelchen Verkehr nicht in Betracht, da die Sohle zu schmal ist und die Wände zu steil sind. Nur dort war daher eine bequeme Verbindung zwischen der Senke und der Hochfläche der Eifel möglich, wo diese sich am meisten erniedrigte und zugleich am sanftesten abdachte. Beide Bedingungen aber werden nur dort erfüllt, wo die Lieser in die Senke eintritt. Hier bilden die Berge, in weitem Bogen von dem Flüßchen zurücktretend, am Nordrand der Senke eine Bucht, von der sich strahlenförmig nach allen Seiten Schluchten und Thälchen abzweigen, die den Anstieg zu den verhältnismäßig niedrigen Höhen bedeutend erleichtern. Sie konvergieren in einem Punkt am Ufer der Lieser, der zur Besiedlung dadurch geradezu prädestiniert war, und schon in keltischer Zeit findet sich daher hier eine Niederlassung, das heutige Wittlich.

Im allgemeinen tritt die keltische Besiedlung innerhalb der großen Senke gegenüber der deutschen etwas zurück. War im Moselthal der überwiegende Teil aller Ortsnamen keltischen Ursprungs, so sind in der Wittlicher Senke, die Thäler der Moselberge mit eingeschlossen, keltische und deutsche Namen etwa zu gleichen Teilen gemischt, während

[1]) 1895: 3646 Einw.

auf der angrenzenden Hochfläche schließlich die letzteren entschieden das Uebergewicht haben. Es ist nun anziehend zu sehen, in welcher Weise sich die keltischen Namen innerhalb der Senke verteilen. Denn es ist nicht zu verkennen, daß es sich um einzelne aus dem Moselthal vorgeschobene Posten handelt, die sich genau dem Verlauf der natürlichen Verkehrswege angeschlossen haben. Der am meisten gegen Norden vorgerückte Punkt ist Wittlich, was sich dadurch erklärt, daß gerade von hier aus die Verbindung mit dem Moselthal am leichtesten war, weil einer solchen nicht nur das heutige Lieserthal, sondern auch das als Thal von Osann bezeichnete Diluvialthal dieses Flüßchens zur Verfügung stand. Diese beiden Routen sind denn auch durch verschiedene keltische Etappen besetzt. Die erste bezeichnet den Punkt, an dem die große Kurve des pleistocänen Thals von der Lieser durchschnitten wird, eine zweite den Eintritt des Flüßchens in die Moselberge. Es sind die Dörfer Noviand und Platten, die in ähnlichem Sinne heute zwei Stationen an der in Wengerohr abzweigenden und durch das Lieserthal nach Kues führenden Seitenlinie der Moselbahn bilden. In dem Osanner Thal finden sich gleichfalls zwei keltische Orte an bezeichnenden Punkten. Monzel ist gleichsam Paßsiedlung, indem es, an den Ostfuß des Monzeler Hüttenkopfs gelehnt, genau an der Stelle liegt, an der sich der Brauneberg, der das Thal von Osann gegen Süden abschließt, am meisten verflacht und der dadurch gebildete Sattel einem Weg aus dem Diluvialthal zur Mosel den bequemsten Uebergang bietet. Daher steht auch der Ort mit dem unter ihm am Moselufer liegenden Kesten in direkter Verbindung. Osann selbst nimmt die Mitte des nach ihm benannten Thales ein, das an der gegenüberliegenden Seite den aus den Moselbergen herabkommenden Oestelbach aufnimmt, der ihm folgend bei Noviand die Lieser erreicht. Mit diesen keltischen Etappenorten sind zugleich die hauptsächlichsten Siedlungen der Moselberge genannt, wenn es überhaupt gestattet ist, sie als solche zu bezeichnen. Handelt es sich doch in Wirklichkeit um reine Thalsiedlungen, die mehr Beziehungen zu der Wittlicher Senke und zum Moselthal zeigen als zu den Moselbergen, deren Höhen jeder Besiedlung entbehren. Aber Lieser- und Osanner Thal sind nicht die einzigen Querthäler, die als natürliche Verbindung zwischen Mosel und Senke eine Rolle spielen konnten. Westlich von ihnen kamen als solche noch das Thal der Salm und des Kalenbaches in Betracht, und wiederum sind es keltische Namen, die jene Punkte bezeichnen, an denen die Bäche die Senke verlassen, Rievenich und Bekond. Den bequemsten Zugang zu der Muldenhohlform mußte jedoch das Thal des Föhrener Baches bilden, das ja die ganze Senke in der Richtung ihrer Längsachse gegen die Mosel hin öffnet, und es ist somit ganz erklärlich, wenn nur keltische Siedlungen innerhalb dieser sekundären Hohlform begegnen. Zwei von ihnen hat die Untersuchung schon kennen gelehrt, Schweich und Issel. Die dritte, Föhren, lehnt sich an die Schwelle an, die das Thal des Baches von dem Hetzerather Becken trennt, und zwar dort, wo diese am niedrigsten ist. Es entstand so auch hier eine Art Paßsiedlung, die dadurch von einer gewissen lokalen Bedeutung innerhalb der Senke ist, daß sowohl die Römerstraße wie auch die mittelalterliche

Straße und schließlich in neuester Zeit auch die Eisenbahn an dieser Stelle jene Schwelle überschreiten.

Sind damit auch nicht alle keltischen Siedlungen innerhalb der großen Hohlform aufgezählt, so vermögen doch die wenigen anderen nicht das Bild zu stören, das man aus der Verteilung der genannten gewinnt. Ihre Beschränkung auf den Südrand der Senke in Verbindung mit den zur Mosel führenden Querthälern ist das charakteristische Merkmal dieser Verteilung, das man noch deutlicher erkennt, wenn man den Nordrand der Mulde ins Auge faßt. Nur deutsche Namen treten hier abgesehen von Wittlich am Fuße der Eifelhochfläche entgegen, und zwar sind es die Dörfer Erlenbach, Dreis, Lüxem und Bausendorf, die zugleich die Mündungen kleinerer und größerer, stets aber nur für den Lokalverkehr brauchbarer Thälchen bezeichnen. Es unterliegt somit keinem Zweifel, daß die keltische Besiedlung vom Thal der Mosel aus sich gegen die Eifel ausgebreitet hat, und es ist klar, daß sie nur bis zu einem gewissen Grade in die Wittlicher Senke eindrang. Dabei läßt ihr Verlauf schon deutlich hervortreten, was man als charakteristisch für die Besiedlung der ganzen Hohlform bezeichnen muß. Die Bahnen, denen die Kelten folgten, waren naturgemäß auch die Wege, auf denen die deutsche Besiedlung vorrückte, und daraus ergibt sich die Eigentümlichkeit, daß die Verteilung aller Niederlassungen innerhalb der Senke genau der Gliederung der das Relief der ganzen Mulde belebenden Kleinformen entspricht. Es erscheint das Siedlungsbild der ganzen Hohlform, wenn der Vergleich gestattet ist, wie ein Gruppenbild, bei dem jede einzelne Gruppe ihren besonderen Hintergrund hat. Fünf solcher Gruppen kann man unterscheiden, und den Hintergrund bilden der Reihe nach das Thal des Föhrener Bachs, das Hetzerater Becken, das Thal der Salm, das Lieserthal mit dem östlichen Seitenthal und das Thal der Alf. So kompliziert die Siedlungsverteilung innerhalb der Senke auf den ersten Blick erscheint, so einfach gestaltet sie sich im Hinblick auf diese sekundären Hohlformen. Denn die Lage der einzelnen Siedlungen erklärt sich, aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, von selbst. Fast ausschließlich sind sie Thalsiedlungen oder Gebirgsrandsiedlungen. Es kann daher hier nicht so sehr darauf ankommen, die einzelnen Vertreter dieser Typen aufzuzählen, als vielmehr die dem ganzen Bilde gemeinsamen Grundzüge herauszuheben und markante Erscheinungen oder Ausnahmen besonders namhaft zu machen.

Was die eigenartige Verteilung der Siedlungen zuerst veranlaßt hat, ist im vorhergehenden klargelegt worden. Es darf aber nicht übersehen werden, daß damit zugleich auch die Bedingungen für eine gedeihliche Entwicklung der Zukunft aufs beste erfüllt waren. Zunächst konnte innerhalb jener Kleinformen dem Bedürfnis des Lokalverkehrs ausreichend Rechnung getragen werden, wobei vor allem die bequeme Verbindung mit dem Moselthal ins Gewicht fallen mußte. Eine gewisse Interessengemeinschaft hat stets die beiden großen Hohlformen verbunden und läßt sich auch heute noch deutlich erkennen. Sie findet nicht nur in der Aehnlichkeit der wirtschaftlichen Kultur und des Volkscharakters, sondern auch in dem Siedlungscharakter sprechenden Ausdruck. Der Typus der Thalsiedlung unterscheidet ebenso wie der Stein-

bau die Siedlungen des Moselthals und der Senke gemeinsam von den Fachwerkbauten und Plateausiedlungen der Eifel und des Hunsrück. Wichtiger noch aber war die Erfüllung einer anderen Bedingung, das Vorhandensein guten Ackerbodens innerhalb der genannten Kleinformen. Bekanntlich verdanken diese sekundären Hohlformen ihre Entstehung lediglich der erodierenden Wirkung des fließenden Wassers. Sie sind daher alle mehr oder weniger von diluvialen Bildungen erfüllt, und diese bieten für Ackerbau den günstigsten Boden. Gerade dieser Umstand aber mußte die Verteilung der Siedlungen innerhalb der Kleinformen besonders wertvoll erscheinen lassen. Man kann daher mit Recht behaupten, daß ebenso wie im Moselthal auch in der Wittlicher Senke die Siedlungen im großen und ganzen an die Ausbreitung des Diluviums gebunden sind. Nur muß man sich klar sein, daß die Gründe verschiedene sind. War dort vor allem das Bestreben, sich vor Ueberschwemmungen zu schützen, die Veranlassung, so war es hier mehr das Bedürfnis, den guten Boden auszunutzen. Allerdings spielte auch das erstere Moment in der Wittlicher Senke eine Rolle, und man kann nicht übersehen, wie peinlich im allgemeinen das Alluvium gemieden wird, das ebensosehr durch die Hochwassergefahr wie durch den hochliegenden Grundwasserspiegel der Besiedlung ungünstig ist. Da die Bäche mit starkem Gefäll von der Eifelhochfläche herabkommen, so bringen sie auf der weniger stark geneigten und dementsprechend breiteren Thalsohle innerhalb der Senke ausgedehnte Sand- und Schottermassen zur Ablagerung. Es ist somit erklärlich, wenn die Siedlungen im allgemeinen den Thalboden fliehen und, verhältnismäßig weit von den Gewässern abgerückt, das Rotliegende oder die Diluvialterrassen als Baugrund aufsuchen, eine Erscheinung, die für Salm-, Lieser- und Alfthal in gleicher Weise charakteristisch ist. Nur dort treten sie näher an das Bachufer heran, wo Straßen die Gewässer überschreiten. Das ist vor allem der Fall bei Hetzerat, Salmrohr und Wittlich. Bei Hetzerat überschreitet die Trier-Koblenzer Straße den Kasselbach[1]), bei Salmrohr geht sie über die Salm. Beide Siedlungen sind an den Straßenübergang gebunden, ohne daß man anzunehmen braucht, daß sie durch ihn erst ins Leben gerufen worden sind. Ausgeschlossen wäre es nicht, da beide Orte nach ihrem Namen erst der Ausbauperiode angehören. Doch ist es wahrscheinlicher, daß umgekehrt der Verlauf der Straßen durch das Vorhandensein der Siedlungen bedingt wurde. Gerade dieser Zug wurde ja als charakteristisch für den neueren Straßenbau im Gegensatz zu dem römischen bezeichnet, und gerade die Wittlicher Senke liefert ein treffliches Beispiel für diese Regel. Föhren ist der einzige Ort, den die Römerstraße innerhalb der Senke berührt. „Von diesem Orte läßt sie den tiefen Einschnitt, der nach Hetzerat herabgeht, rechts, schneidet nördlich von diesem Orte die Chaussee, führt auf dem flachen Rücken fort und über einen kleinen Bach nach der gegenwärtig zerstörten uralten Brücke über die Salm oberhalb Esch. Von dieser Brücke geht sie unter dem Namen der Bengeler Straße, ohne einen Ort zu

[1]) Auf dem Meßtischblatt — wahrscheinlich durch ein Versehen — als Raselbach bezeichnet.

berühren, die Höhe hinauf, auf derselben westlich und nordöstlich von Pohlbach fort, längs des Haardtwäldchens, und führte, an der nordwestlichen Abdachung des Stiffelberges[1]), östlich von Haardt und Altrich, oberhalb Platten auf der jetzt ebenfalls verschwundenen Pfefferbrücke über die Lieser, und zwischen Wengerohr und Wahlholz in gerader Richtung nach Olkenbach“ [2]). Noch heute ist sie auf große Strecken deutlich erhalten, und wie mit dem Lineal gezogen erscheint ihr Verlauf zwischen Föhren und der Lieser auf der einen, zwischen der Lieser und Olkenbach auf der andern Seite, so daß sie innerhalb der Senke gleichsam die Schenkel eines Winkels bildet, dessen Scheitelpunkt die ehemalige Pfefferbrücke ist. In diesem Umstand ist es zugleich begründet, daß die Römerstraße in der Geschichte der deutschen Besiedlung, die ja erst den späteren Jahrhunderten angehört, an keiner Stelle von Bedeutung geworden ist. Die neueren Straßen schlossen sich dagegen in ihrem Verlauf so eng wie möglich den Kleinformen des Muldenbodens an, um durch die Benutzung der Thäler und Thälchen Steigungen möglichst zu vermeiden. Schon dadurch mußten sie ganz von selbst mit den Siedlungen mehr in Berührung kommen und konnten dementsprechend auch in der Entwicklung derselben von Wichtigkeit werden. Die Siedlungen, bei denen dieser Einfluß zu beobachten ist, bezeichnen zugleich die Punkte, an denen der Verkehr die Senke betritt, bezw. verläßt. Es sind auf der einen Seite Schweich, bezw. Föhren, auf der anderen Wittlich. Wenn zwischen diesen Punkten bedeutendere Siedlungen sich nicht entwickelt haben, so liegt dies nur daran, daß auf dieser Strecke Seitenstraßen nicht münden, die notwendigen Bedingungen also fehlen. Nur Hetzerat hat eine gewisse Bedeutung, weil hier, in dem zentralen Tiefpunkt des nach ihm benannten Beckens, die Koblenzer und die Mainzer Straße zusammentreffen, um jenseits des Ortes wieder auseinanderzustreben. Aber seit der Einstellung des Postverkehrs zeigt die Siedlung einen Rückgang ihrer Einwohnerzahl, und Gleiches gilt von Esch, bei dem die Mainzer Straße von Hetzerat kommend die Salm überschreitet, um über die Moselberge in das Thal von Osann zu führen. Beide Orte bieten ein Beispiel dafür, wie die Eisenbahn, deren Bau für die ganze Senke, wie sich zeigte, einen Aufschwung bedeutet, örtlich auch ungünstig zu wirken vermag. In einer Gegend mit bewegtem Bodenrelief wird man diese Thatsache öfters beobachten können. Denn noch mehr als die Straßen ist die Eisenbahn in ihrer Trace durch die Oberflächenformen bedingt, und Verschiebungen in der Bedeutung und Entwicklung der Siedlungen sind daher gewöhnlich mit ihrem Bau verknüpft. So hat z. B. andrerseits das früher gänzlich unbedeutende Wengerohr einen mächtigen Aufschwung genommen, da es, im Thal der Lieser und in der Mitte der Senke gelegen, von der Moselbahn aufgesucht und gleichzeitig zum Ausgangspunkt für die Zweigbahnen nach Wittlich und nach Kues ausersehen wurde.

Unter den Thalsiedlungen der Senke verdient eine Gruppe noch

---

[1]) Auf den neueren Karten Stöppelberg genannt.
[2]) Jahrb. des Ver. von Altertumsfr. i. Rheinl. XXXI, S. 62.

besondere Erwähnung, die in dem östlichen durch Neuerburger Kopf und Lüxemberg charakterisierten Seitenthal der Lieser die Aufmerksamkeit auf sich zieht. Nicht weniger als fünf Dörfer mit zusammen 1100 Einwohnern breiten sich hier zu Füßen der beiden Erhebungen in einem Umkreis von 1300 m Radius aus. Ohne Zweifel ist es das Schutzbedürfnis, das diese für die Wittlicher Senke auffallende Dichte der Besiedlung veranlaßt hat, und es ist interessant, daß sich Namen aus den drei großen Siedlungsepochen hier vereinen. Bombogen ist keltischen Ursprungs, Berlingen und Behlingen gehören der Periode der Besiedlung an, und Neuerburg und Dorf hat man der Ausbauperiode zuzurechnen. Die Lage der Orte selbst gewährt zwar keinen Schutz, sie liegen frei in der Ebene des Thales, und nur Neuerburg lehnt sich an den nach ihm benannten Berg an. Aber dieser letztere bot in Zeiten der Gefahr einen trefflichen Zufluchtsort, denn sein steiler Kegel war vorzüglich zur Verteidigung geeignet. So hat er wie ein Magnet die Siedlungen angezogen, und schon in alter Zeit haben Befestigungen seinen sagenumwobenen Gipfel gekrönt. Aus dem Schutzbedürfnis ist auch die Lage von Altrich, Büscheid und Krames zu erklären, den einzigen Siedlungen, die dem allgemeinen Siedlungscharakter der Senke nicht entsprechen. Die beiden ersteren liegen zusammen an dem zur Lieser abfallenden Rande der inmitten der großen Mulde sich erhebenden Hochfläche des Mund- und Haardter Hochwaldes, Krames in dem oberen Thal eines von den Moselbergen zur Salm abfließenden Gewässers. Für alle drei ist außer der relativen Höhe ihrer Lage eine gewisse Unzugänglichkeit charakteristisch, die in den Zeiten frühester Besiedlung gleichzeitig Schutz zu gewähren vermag. Thatsächlich sind Altrich und Krames keltische Namen, und auch für Büscheid wird man daher aus der Lage auf keltischen Ursprung schließen dürfen, da ja die Endung -scheid für deutsche Herkunft bekanntlich nicht beweisend ist[1]). Zum Schluß sei noch einer Siedlung gedacht, die durch ihre Lage wie durch ihren Charakter eine besondere Stellung einnimmt. Sie gehört keiner jener großen Siedlungsepochen an, sondern ist nachweislich eine künstliche Gründung des 15. Jahrhunderts[2]). Gleichwohl verdient sie Erwähnung, weil ihre Anlage einen guten Blick für die Ausnutzung der bodenplastischen Bedingungen verrät. Es ist der Wallfahrtsort Klausen, der aus einer Kirche, den Resten eines Klosters und einer Reihe von Wirtshäusern besteht. In einer Meereshöhe von 240 m gelegen, bezeichnet er den höchsten besiedelten Punkt innerhalb des ganzen im vorhergehenden behandelten Gebietes und zugleich die Stelle, an der die Trier-Mainzer Straße sich anschickt, die Wasserscheide zwischen Salm und Lieser zu überschreiten. Der Ort stellt daher eine ausgesprochene Paßsiedlung in günstigster Lage an einer ehemals sehr belebten Straße dar, und weithin ist sein Kirchturm in der Wittlicher Senke zu sehen. Kein Wunder, wenn er noch heute das Wallfahrtsziel für Hunderte von Pilgern ist.

---

[1]) Vgl. Cramer, Rheinische Ortsnamen, S. 81 ff.

[2]) Ueber die Legende ihrer Entstehung vgl. v. Stramberg, Das Moselthal, S. 369 ff.

IX. Zur Lage von Trier.

Aus der Darstellung der geschichtlichen Verhältnisse hatte sich ergeben, daß man Trier als eine künstliche, wahrscheinlich auf Augustus zurückgehende Gründung auf einem vorher von Kelten noch nicht besiedelten Boden zu betrachten habe. Dieser allein auf historische Argumente und die Resultate der Ausgrabungen gestützte Schluß gewinnt eine neue Bestätigung durch die im vorhergehenden Kapitel vorgenommene Untersuchung der siedlungsgeographischen Verhältnisse innerhalb der Trierer Thalweitung. Sie hat gezeigt, daß die keltische Besiedlung in diesem Abschnitt des Thales im allgemeinen das Flußufer gemieden und nur am Fuße der Höhen an den Mündungen der Seitenthälchen sich ausgebreitet hat. Das römische Trier aber ist gleichwie das heutige seinem ganzen Charakter nach reine Flußufersiedlung. Ja man kann es mit Recht jenem unterhalb Schweich so häufig wiederkehrenden Typus der Thalsiedlung zurechnen, der durch die Lage in dem Winkel zwischen Mosel und Thalwand charakterisiert wird, nur daß dieser Winkel hier nicht wie im Schiefergebirge von Diluvialterrassen, sondern von alluvialen Bildungen erfüllt ist. Dieses Vorherrschen jüngster geologischer Aufschüttungen und der gänzliche Mangel pleistocäner Ablagerungen innerhalb der Thalwand war aber als die letzte Ursache für das Fehlen keltischer Siedlungen an dem Flußufer des tektonischen Thalabschnittes erkannt worden, und wenn diese Beobachtung den römischen Ursprung von Trier auch nicht zur absoluten Gewißheit erhebt, so vermag sie in Uebereinstimmung mit den historischen Argumenten dem aus diesen gewonnenen Ergebnis doch erhöhte Bedeutung zu verleihen. Nach dem ganzen Siedlungsbild der Thalweitung könnte man eine keltische Niederlassung höchstens dort vermuten, wo der Olewiger Bach (Altbach) aus der Thalweitung heraustritt, also etwa zwischen Herrenbrünnchen und Amphitheater. Aber auch hier sind keltische Reste niemals gefunden worden. Natürlich hat der ungünstige Einfluß der topographischen Faktoren, die Hochwassergefahr und die Nähe des Grundwasserspiegels, auch bei der römischen Anlage sich geltend gemacht. Aber die hochentwickelte Baukunst der Römer war ihm doch besser gewachsen als der unentwickelte Fachwerkbau keltischer Bauernhäuser, und zudem hat schon die Geschichte Pfalzels gezeigt, daß er für den treibenden Faktor in der Anlage und Entwicklung der Siedlungen, den bestimmte Zwecke verfolgenden Willen des Menschen,

nicht unüberwindlich ist [1]). Vor allem aber haben die Römer mit scharfem Blick den günstigsten Platz innerhalb der Thalweitung erkannt, die gerade in diesem Teil die stärkste Terrassenbildung zeigt. Noch heute ist diese in dem sanften westöstlichen Ansteigen der Straßen zu erkennen, besonders deutlich aber macht sie sich westlich der Porta nigra und außerdem am Markt in der Niveaudifferenz zwischen Fleisch- und Grabenstraße bemerkbar. In diesen beiden Fällen handelt es sich um dieselbe Terrasse, die in meridionaler Richtung den größten Teil der Stadt durchzieht, und es ist sicher kein Zufall, wenn die bedeutenden Gebäude der römischen Glanzzeit alle oberhalb derselben, d. h. in der östlichen Hälfte der Stadt zu finden sind [2]).

Daß für die Anlage einer zum politischen Zentrum des Trevererergebietes bestimmten Siedlung nur die Trierer Thalweitung in Frage kommen konnte, bedarf nach den Ausführungen in den früheren Kapiteln keiner weiteren Begründung. Es sei nur noch gestattet anzuführen, was Ratzel von der anthropogeographischen Bedeutung der Thalweitungen sagt, da seine Worte in dem Thal von Trier eine geradezu klassische Bestätigung finden. „Wo ein Thal sich erweitert, mag sich das Leben ausbreiten und der in den Thalrinnen immer fortgehende Verkehr zur Ruhe kommen. Die Städte und Marktflecken wachsen hier auf breiterem und ebenerem Grunde behaglich heran und ziehen immer mehr von den Strahlen auf sich, die vorher in jedem Thal und Thälchen eine kleine, abgeschlossene Welt erleuchteten. Es liegt im Gebirgsbau, daß gerade an solchen Stellen Seitenthäler in Hauptthäler münden“ [3]). Auf diesen Bedingungen beruht die Bedeutung der Trierer Thalweitung auch heute noch. Das von den Römern angelegte Trier ist auch noch heute der Hauptort des unteren Moselgebietes. Aber damit ist die Bedeutung der Stadt auch völlig erschöpft. Denn wenn es auch heute nicht mehr ganz zutreffend ist, was Baersch noch im Jahre 1849 schrieb: „Die Einwohner beschäftigen sich mit Weinbau, Ackerbau und Viehzucht. Handel und Gewerbe sind wenig bedeutend und nur wenige Fabriken sind vorhanden“ [4]), wenn inzwischen durch die mit der Wiedergewinnung Elsaß-Lothringens verbundene Grenzverschiebung und den Bau der Bahnen Handel und Industrie auch in Trier einen Aufschwung genommen haben [5]), so steht auch heute die Stadt nur auf der Stufe einer mittleren Provinzialstadt, und nicht einflußreicher, eher noch unbedeutender war ihre Stellung während des Mittelalters als Hauptstadt des Kurfürstentums [6]). Wie erklärt sich dem-

[1]) Heute ist die Hochwassergefahr für Trier kaum mehr von Belang. Aber man darf nicht vergessen, daß sie im allgemeinen mit der Regulierung des Flußlaufs abgenommen, dann aber auch der Boden der Stadt seit der Zeit der Anlage sich bedeutend erhöht hat. „Die älteste Schicht, die der augusteischen Begründung der Stadt angehört, liegt 3½—4 m unter dem heutigen Straßendamm.“ F. Hettner, Korr.-Blatt der Westd. Ztschr. XXI, 1902, Nr. 4.

[2]) Nur die Thermen liegen in der Nähe des Moselufers.

[3]) Polit. Geogr., S. 683.

[4]) Beschreibung des Reg.-Bez. Trier, I, S. 326.

[5]) 1895 kamen auf die Industrie 37,2 %, auf den Handel 18,7 %, auf die Landwirtschaft aber nur 3,2 % der Bevölkerung. Statistik des Deutschen Reichs, N. F., Bd. 111.

[6]) Vgl. Lamprecht, Deutsches Wirtschaftsleben, II, S. 342 f.

gegenüber die Glanzzeit des 4. Jahrhunderts, während dessen Trier mehr als doppelt so groß denn heute und als „gallisches Rom" die Hauptstadt eines Weltreiches war? Das ist die Frage, auf deren Beantwortung auch eine ausführlichere Untersuchung der Geschichte und Entwicklung der Stadt sich zuspitzen muß. Denn auch bevor die Kaiser hier ihren Sitz aufschlugen, „war Trier in seiner Entwicklung den rheinischen Städten Argentoratum, Magontiacum, Colonia Agrippinensis kaum voraus; alle Funde bedeutenderer Art weisen auf die späte Zeit der römischen Herrschaft. Und hinter den gallischen Städten, hinter Lugudunum, Massilia und manchen anderen der Provence stand Trier an Größe und Pracht weit zurück. Seine geographische Lage muß es gewesen sein, die ihm die bevorzugte Stellung gab" [1]). Ohne Zweifel, aber warum nur für eine verhältnismäßig so beschränkte Zeit? — Bekanntlich hatte sich die Aggressivpolitik des Augustus mit dem Plane getragen, die Grenze des römischen Imperiums bis zur Elbe auszudehnen. Aber schon Tiberius ließ, teils unter dem Zwang der Verhältnisse, teils aus persönlichem Mißtrauen, diese Tendenz fallen, und nach ihm wurde sie nicht wieder aufgenommen. Gleichwohl hielt man an der Grenze jenseit des Rheines fest, und seit dem Ende des 1. Jahrhunderts begann man sie durch Befestigungen zu schützen. Es erstand jener Grenzwall, der als limes Germanicus und limes Raeticus in einer Länge von 550 km sich vom Rhein bei Andernach bis Regensburg an der Donau erstreckte. Aber wenn an seiner Verstärkung auch dauernd gearbeitet wurde, so war das ganze Werk wie alle solche Verteidigungsbauten doch nur die Kraftäußerung einer absterbenden Kultur. Mit dem Anfang des 3. Jahrhunderts drangen die germanischen Stämme über den Limes hinaus, und schon unter Gallien (253—268) mußten die Römer sich hinter den Rhein als Verteidigungslinie zurückziehen. Das aber ist der Zeitpunkt, in dem Trier anfängt eine Rolle zu spielen. Damals erhielt die Stadt jene ausgedehnte Befestigung, als deren einzigen, aber unvergleichlichen Rest man noch heute die Porta nigra bewundert [2]), und bald darauf wurde sie von Diokletian zur Residenz für den zweiten Augustus bestimmt. Die von demselben Kaiser durchgeführte Teilung der Zentralgewalt war eben zum guten Teil bedingt durch die Bedrohung der Rheinlinie. Von der Behauptung der letzteren hing mehr oder weniger die Zukunft des ganzen Reiches ab, und naturgemäß mußte sich sein Schwerpunkt nach der Grenze verschieben. Hier aber bot Trier, in der westlichen Bucht des Rheinischen Schiefergebirges, eine unvergleichlich geschützte Lage und zugleich die Möglichkeit, in kürzester Zeit den Rhein zu erreichen. „Trier, fast in der Mitte zwischen dem Ober- und Niederrhein und in gehöriger Entfernung von diesem Grenzstrome gelegen, um den ersten Invasionen der überrheinischen Völker nicht ausgesetzt zu sein, dabei durch den einzigen schiffbaren Fluß, der mehr aus dem Inneren von Gallien die Zufuhr erleichterte, mit dem Rhein verbunden, eignete sich mehr als ein anderer

[1]) F. Hettner, Picks Monatsschrift, VI, 1880, S. 343.
[2]) Vgl. Lehner, Die römische Stadtbefestigung von Trier. Westd. Ztschr. XV, 1896, S. 211—266.

Ort zum Zentralpunkte der römischen Rheinverteidigung und zum Hauptdepot der am Rhein kämpfenden Heere“ [1]). Wie sehr das Bewußtsein für den Vorteil dieser Lage auch bei den Römern lebendig war, zeigen treffend die Verse des Ausonius in dem Ordo urbium nobilium:

Armipotens dudum celebrari Gallia gestit
Trevericaeque urbis solium, quae proxima Rheno
Pacis ut in mediae gremio secura quiescit,
Imperii vires quod alit, quod vestit et armat.
Lata per extentum procurrunt moenia collem:
Longus tranquillo praelabitur amne Mosella
Longinqua omnigenae vectans commercia terrae.

Dieser Vorteil der Lage aber und mit ihm die ganze glänzende Entwicklung eines Jahrhunderts waren mit einem Schlage vernichtet, als die Germanen auch den Rhein überschritten und bis zum Westrand des Rheinischen Schiefergebirges vordrangen. Nie mehr hat seitdem die Stadt in der Geschichte eine Rolle gespielt. Deutlich tritt somit hervor, wie erst durch die politische Lage der Vorteil der geographischen zur Auslösung kam. Nur als Verteidigungsposten auf der Rückzugslinie des römischen Reichs vor den nach Westen vordringenden Germanen ist Trier von Bedeutung geworden. Nur bei dieser politischen Konstellation konnte seine günstige militärische Lage in Bezug auf den Rhein zur Geltung kommen. Die geographische Lage der Stadt ist seit ihrem Bestehen stets die gleiche geblieben, verändert aber haben sich die politischen Verhältnisse ihrer Umgebung. Mit dem Zusammenbruch des römischen Reichs traten jene Faktoren in Wirksamkeit, die nach ihren Grundzügen schon früher dargestellt worden sind und die, ursprünglich nur in den großen Zügen der Bodenplastik begründet, seit dem Beginn des Mittelalters auch durch ethnographische und politische Gegensätze verstärkt wurden.

---

[1]) Schmidt, Jahrbücher des Vereins von Altertumsfreunden im Rheinland, XXXI, S. 18.

H 3
Ade
2080

863-58

512794

Adenat, Wilhelm:
Beiträge zur Siedlungs-
geographie ...